

streiten; die eine auf dem Nikolaiberge, die andere, die Marienkirche²⁾. Die Nikolaikirche doch wohl religiöser Mittelpunkt der „Goldner“, die wir uns in weitverstreuten Bohnstätten, an den Zechen, wie auch sonst in den Bergstädten, nicht in einer geschlossenen Siedlung ansässig denken mögen. Die spätere Kolonialstadt wird für die Bergleute Markt und Gerichtsort. Die slawische Dorfsiedlung Kopatsch, eine alte slawische Bergbaustätte (kopacz = der Gräber). Von bescheidenem Umfange. Erst die deutschen Bergleute haben den Bergbau in Schlesien zur Blüte gebracht³⁾. Von den Landesherren werden die Bergleute gerufen. Aus dem Erzgebirge mögen die Goldberger Bergleute gekommen sein. In Freiberg ist der älteste Bergbau Seifenbergbau, und das schlesische Recht auf Silbergewinnung kommt aus Meißen⁴⁾. Die goldführende Sandlage befindet sich in einem alten Ratzbachbette, das stellenweise 20 Meter über der heutigen Ratzbach liegt. (Türk). Auf den Höhen wurden Schächte vertikal in die Erde getrieben (Pingen), bis man auf den Goldsand stieß. Aus dem goldhaltigen Sande wurde drunten am Fluß durch Waschen (Seifen) Gold gewonnen. Daß an der Mongolenschlacht Goldberger Bergknappen in beträchtlicher Zahl (500!) teilgenommen haben, ist eine althergebrachte, liebgewordene Anschauung. Sie wird auch durch die neuere Wahlstatter Vokalforschung nicht glaubwürdiger⁵⁾. Man darf sich von dem Goldberger Bergbau keine überschwängliche Vorstellung machen. Er hatte nur eine kurze Blüte. Die Bergleute wanderten ab, sobald die Ausbeutung sich nicht mehr lohnte. Daher auch die kurze Dauer der Bergmannssiedlungen. Heute ist der Nikolaiberg der stille Ruheplatz der Toten.

Oberhalb der Siedlungen am Nikolaiberge, auf dem vorspringenden Plateau, das nach der Ratzbach steil abfällt, gründet Herzog Heinrich der Bärtige von Breslau die Kolonialstadt, eine der ältesten Städte auf schlesischem Boden. 1211 verleiht er seinen hospites in Goldberg (Aurum), deutschen Handwerkern, Krämern und Kaufleuten, die zum

2) W. Schulte, *3. ältesten Gesch. von Goldberg*. Zeitschr. f. Gesch. Schles. Bd. 49 (1915) S. 333 ff.: Die ältere, ursprünglich polnische Kirche, die Marienkirche; die Nikolaikirche die erste deutsche Kirche. Die ursprüngliche Stadtanlage in der Nähe der alten Bergwerke; frühzeitig nach der jetzigen Stelle verlegt. Unhaltbare Hypothesen. — Die Angaben bei E. Michael, *Die schlesische Kirche und ihr Patronat* . . . (Görlik 1926), S. 80, bringen keine befriedigende Lösung der Streitfrage.

3) Schon die Gnesener Bulle vom Jahre 1136 redet von Silbergruben in Chorzow und 1226 wird in der schlesischen Grenztafelanei Siewierz Blei verzoßt (R. Wutke, *Schlesiens Bergbau und Hüttenwesen* (1900) S. 1. — Reg. Nr. 293). Gleichwohl; „die geringe Leistung der Slawen jener Zeit im Erzbergbau ist offenkundig; gerade für ihn brauchte man die Deutschen“. Vergl. S. Aubin, *Der deutsche Osten und das deutsche Volk*. = *Deutsche Rundschau* 58 (1930), S. 176/78. Dort die einschlägige Literatur.

4) Wutke a. a. O. S. 3.

5) Joseph Becker, *3. Mongolenschlacht 1241*. Zeitschr. f. Gesch. Schlesiens 66 (1932), S. 50. — Felix Taubitz, *D. Mongolenschlacht bei Wahlstatt*. Schles. Geschichtsblätter 1931, S. 63.

Bau der Stadt zusammengeströmt waren, Magdeburger Recht⁶⁾. Die neue Siedlung ist keine „Bergknappenstadt“, die liegt zerstreut an den Arbeitsstätten, um den Nikolaiberg. Nicht die Goldgräber (auri fossores) sind die Stadtgründer; Kaufleute, Krämer und Handwerker bauen die Stadt auf. Auf Handel und Verkehr, auf die Errichtung von öffentlichen Verkaufsstätten und eines bürgerlichen Kaufhauses beziehen sich die ältesten Weistümer, die sich der Herzog, nach der Verleihung des Magdeburger Rechtes an die Bürger, von den Schöffen der Bischofsstadt geben läßt⁷⁾. Bei der Wahl für die Lage der neuen Stadt mögen die bereits vorhandenen Zechen nicht ohne Bedeutung gewesen sein.

Für die eigentliche Gründung der Stadt und ihre planmäßige Ausgestaltung kommt aber ganz anderes in Betracht. Nach dem Willen des Gründers sollte die neue Stadt alten Verkehr fördern, Rastort für die Fuhrleute werden, Markttort für die Bauern, auch für die Bergleute, Handwerker- und Ackerbürgerstadt sein. Diese Zwecke kommen in der Gestaltung des Stadtplanes zum Ausdruck. Die Längsachse, die Zahl und die Lage der Tore, die Lage und Form des Marktplazes, die Gestaltung des Straßennetzes — das alles wird durch die bereits vorhandene, alte Verkehrsstraße bestimmt⁸⁾. Von Lauban, der alten Brückenstadt am Queis, führte der vielbegangene Westostweg über Löwenberg, Goldberg, nach Liegnitz, wo er in den Teil der Hochstraße einmündete, der von Raumburg, Bunzlau, Hainau kam. Die Liegnitzer Straße und die Schmiedegasse sind in Goldberg die Hauptdurchgangsstraßen. Durch die Schmiedegasse und durch das Obertor flutete der Verkehr von Löwenberg her. Das Niedertor führte gen Liegnitz, wo der Verkehr durch die Goldberger Vorstadt, das Goldberger Tor und die Goldberger Straße in die Stadt eintrat. An die Hauptdurchgangsstraße ist auch der Markt mit der einen Seite angelehnt. Der Marktplatz ist kein Straßenmarkt, bei dem die Straße sich nur platzartig erweitert und die Häuser, dorfsähnlich, an den beiden gegenüberliegenden Straßenseiten sich aufreihen, sondern ein selbstständiges Gebilde, linear umrissen; das langgestreckte Rechteck an allen Seiten von Häusern umschlossen. Der herzogliche Zoll war zunächst noch an die Burg in Röchlitz gebunden. Auch den erwerben die Bürger (1385). Markt=

⁶⁾ R. 140 a. Die Verleihungsurkunde ist eine Abschrift vom Original, die der Herzog mit einer Bewidmungsnotiz versehen. Abdruck bei Tschoppe u. Stenzel, Urkundenammlung 266 ff. — Facsimileabdruck i. d. Festschrift 1911.

⁷⁾ R. 140 b. Theodor Görtz hat in einer Abhandlung „Eine Magdeburger Rechtsmitteilung für Breslau vor 1241? Gleichzeitig eine Untersuchung zum Magdeburg-Goldberg Recht“ (Beitr. z. Gesch. der Stadt Breslau 1935) die Meinung ausgesprochen, daß die Urkunde 140 b in den schlesischen Regesten nicht auf Goldberg sich bezieht, sondern auf Breslau. Wir werden darauf bei einer anderen Gelegenheit zurückkommen.

⁸⁾ Bildplan in der Topographie von Werner Bd. V. — Situationsplan von der Stadt Goldberg. Aufgenommen 1860 durch den königl. Feldmesser Geiffert. Geschenk der Stadt Goldberg 1936 an die Hist. Kom. für Schlesien (Sektion f. Städtebau).

ort im Weichbildbezirk ist Goldberg schon 1292 ⁹⁾. Im Jahre 1742 sind immer noch zwölf Dörfer durch Marktzwang und Meilenrecht an die Stadt gebunden. Den Kleinverkauf des Salzes haben die Sälzer, die in der Sälzergasse zusammen wohnen; wie die Kaufleute in der Junkerngasse, die Tuchmacher in der Reißlergasse. Die Reißlergasse, auch die Reißergasse in Breslau, ist die Tuchmacherstraße. „Die sortierte Wolle wurde auf großen Schlagtischen mit Rufen, zwei raufenartig zusammengefügteten Stöcken, geschlagen, um sie aufzulockern und vom Staube zu reinigen ¹⁰⁾.“ Neben dem Handwerk trieben die Goldberger Ackerbau. Der Grundriß der Häuser um den Markt herum ist der in den Ackerbaustädten: schmale Fronten, tiefgehende Höfe, hinten durch Wirtschaftsgebäude abgeschlossen. Gärten in der Stadt, ein Kranz von Gärten und Ackerfluren (Vorwerke!) rings um die Mauern herum; die Ziegengasse, die Viehweide — alles erinnert an die glückliche Zeit, wo der Städter einen Doppelberuf hatte, wo der Bürger noch Handwerker und Bauer zugleich war ¹¹⁾. Gleichwohl. Seinen Namen, Aurum (1211), mons aureus (1274), wie Kupferberg vom „Kupperberge“, hat das alte Goldberg von den Goldwäschern, von den Bergleuten, die mit ihren Handäxeln und Hacken ihre Stollen auch tief hinein in den „Goldberg“ trieben:

Nomina Goldberga fecit mons aureus olim.

Noch auf dem Plane v. J. 1860 bildet das Häuserviereck auf dem Ringe keinen geschlossenen Block. Neben dem Rathausblock ein Komplex von Bürgerhäusern im Privatbesitz, ehemalige städtische Verkaufsstätten, die sich zu beiden Seiten eines Ganges (Fleischbänke!) aufreihen und an der Nordseite einen Zugang haben. Das Kernstück des Rathausblockes bildete bei den schlesischen Rathäusern das Kaufhaus (venditorium). Die Kaufhäuser werden von den Herzögen errichtet, um den Warenverkauf an den Markt zu binden und um die herzoglichen Einkünfte zu erhöhen (ad censum augmentandum). Das Goldberger Kaufhaus und seine Geschichte sind überaus lehrreich. Gleich bei der Stadtgründung gab es zwischen dem Herzog und den Kolonisten eine Meinungsverschiedenheit bezüglich des Warenverkaufes. Der Herzog wollte ihn auf dem Markte vereinigt haben. Die Bürger waren wohl aus ihrer Heimat an den vom Marktgeld befreiten Verkauf in ihren Häusern gewöhnt. Die Schöffen in Magdeburg geben auf eine Anfrage hin den Bescheid: „Wenn der Herr Erzbischof etwas derartiges wagen sollte, dann dürfte er damit kein Glück haben. Wer ein Haus besitze, der dürfe auch seine Waren im Hause unbehindert (libere) verkaufen“ ¹²⁾. Der Herzog setzt den Bau doch schließlich durch. Er ermäßigt nur den Kammerzins und gewährt den Bürgern Zoll-

⁹⁾ R. 2234.

¹⁰⁾ Friß Schmidt, D. Entwickl. d. Cottbusser Tuchindustrie 1928. Cottbus b. Albert Heine. Meine Besprechung Zeitschr. f. Gesch. Schles. Bd. 63 (1929), S. 403.

¹¹⁾ Die oben angeführten Pläne!

¹²⁾ R. 140 b.

freiheit im ganzen Lande ¹³⁾. Jedenfalls ist später ein Kaufhaus vorhanden. 1327 gestattet der Herzog, am Ende des Kaufhauses ein Rathaus zu errichten ¹⁴⁾. Mit der Erlaubnis, dasselbe zu allen beliebigen Zwecken zu verwenden und von den Kaufräumen Zins zu erheben. Dieses alte Rathsgebäude, zugleich auch Kaufhaus, war lange Zeit ein schlichter Fachwerkbau. Bei allen großen Stadtbränden geht es in Flammen auf.



Goldberg im 18. Jahrhundert.

(Nach F. B. Werner, Topographia seu Silesia in Compendio, in der Breslauer Stadtbibliothek.)

1633 gibt Magister Wenzel, der bedeutendste von den vielen Goldberger Chronisten, eine Beschreibung. Joh. Helmrich, der Bürgermeistersohn, hatte es 1614 „aus lauter Steinen“ errichtet. Mit zwei Zinnengiebeln. Dieses alte Rathaus mußte 1841 abgetragen werden, weil es baufällig geworden war. Das neue Rathaus im schlichten Renaissancestil des 19. Jhdts, seit 1852 für das neue Kreisgericht durch einen Flügel-

¹³⁾ R. 4356. 4449.

¹⁴⁾ R. 4677 . . . praetorium, quod vulgariter eyn Rathus dicitur, contigue in fine camerarum venditorii.

anbau vergrößert, hat wenigstens an der Schaufseite nach dem Obermarkt hin in dem klassischen Hochportal eine ansprechende, intime Note. Auf dem Rathhausturme hielt bis 1866 ein Türmer die Wacht. Bei dem schönen Brauche des Ringsingens in der Christnacht (seit dem Festjahre 1553) wirkten vom Turme herab der Stadtpfeifer und seine Gefellen mit ¹⁵⁾. 1866 wurde der Stadtmusikus auf seine Bitten vom Turmdienst entbunden ¹⁶⁾. Das Ringsingen haben die Goldberger bis auf den heutigen Tag. Ein schöner, frommer Brauch aus der Väterzeit, festgewurzelt in der Seele des Volkes.

Die Erwerbsmöglichkeiten waren im alten Goldberg völlig ausreichend. Der Bergbau auf Edelmetall blieb Jahrhunderte hindurch die Quelle großen Wohlstandes. 1292 ist Goldberg Weichbildsort, also bedeutender Markttort für die umliegenden Dörfer ¹⁷⁾; Rastort ist es für den lebhaften West-Ost-Verkehr schon seit der Stadtgründung. Eine Blüte gewerblichen Lebens bringen die bürgerliche Bierbrauerei und die Tuchfabrikation. Goldberger Bier, „ein köstliches Gerstenbier“, wurde auch im Schweidnitzer Keller in Breslau verzapft. Das Gewerbefreiheitsedict vom 28. Oct. 1810 beseitigte für die Dörfer den Bierzwang ¹⁸⁾.

Goldberg gehört mit Breslau, Hahnau, Grünberg, Lüben, Neustadt und Reinerz zu den bedeutenden alten Tuchmacherstädten. Schon 1324 werden die Kaufmannern auf dem Ringe und die Gewandschneider erwähnt. Die Urkunde, in der Herzog Friedrich II. die Errichtung einer Tuchmacherzeche gestattet, setzt einen alten Betrieb voraus ¹⁹⁾. Der Chronist kann im 30jährigen Kriege buchen: „Die Tuchmacher sind in einem blühenden Zustande, meistens reiche, wenigstens wohlhabende Leute“. Der Religionskrieg hat das blühende Gewerbe zerstört. Noch in österreichischer Zeit raffen sich die Goldberger Wollenweber unter Führung des energiebollen Bürgermeisters Joh. Leopold Feige (1723/41) wieder empor. Das preussische Regime bringt dann eine neue Blüte, die ein Jahrhundert andauerte. Die Chronisten nennen eine Reihe von Exporteuren, Männer von Format wie die Leinwandkaufleute in den schlesischen Gebirgsstädten. Der König läßt, um die Fabrikation zu vervollkommen, Weber aus Nachen kommen ²⁰⁾. Die Tuche gehen nach Frankfurt a. M., Braunschweig, Leipzig, Halle, Königsberg, wo sie mit fremden Tüchern kon-

¹⁵⁾ Sturm, 106. — Den schönen Brauch hat Peschel als Motiv für sein ansprechendes Heimatdrama gewählt: „Die sieben letzten Bürger Goldbergs im Jahre 1533“.

¹⁶⁾ Mein Aufsatz „Der Türmer in den schlesischen Städten. Eine kulturhistorische Studie aus alter Zeit. Schles. Monatshefte 1936, Märzheft.

¹⁷⁾ R. 2234.

¹⁸⁾ H. Schubert, Bilder aus der Gesch. der Stadt Schweidnitz 1911.

¹⁹⁾ Gustav Türk a. a. O. Urk. II und III.

²⁰⁾ Fechner, Wirtschaftsgeschichte der preuß. Provinz Schlesien 1741/1806. Breslau 1907.

kurrieren, nach Polen und Ungarn. Die napoleonischen Kriege, die Abschließung der russischen Grenze bringen den Niedergang. 1823 wird die Tuchschauanstalt geschlossen. Dem Wirtschaftsleben fehlte die ruhige, stetige Entwicklung; in der Piastenzzeit die planmäßige Fürsorge der Landesherren. Die verschwenderischen Liegnitzer Herzöge nahmen die Stadt finanziell über die Maßen in Anspruch. Krieg und Pest wirkten verheerend. Dreimal sind die Hussiten in der Stadt. 1428 geht die Stadt in Flammen auf. Das Jahr 1633 ist wohl das schrecklichste Jahr, das die Goldberger erlebt haben. Greuel, wie sie Grimmelshausen, der bischöflich strasburgische Amtshauptmann, in seinem Kulturroman von dem zuchlosen und verrohten Kriegervolk der Schweden erzählt, werden von den spanischen Regimentern Wallensteins erbarmungslos verübt.

Der 7jährige Krieg brachte den Tuchmachern große Verdienste durch Lieferungen an die Armee; aber auch Kriegskosten in der Höhe von 44 000 Thlrn! Während des Pläswitzer Waffenstillstandes lag in Goldberg der französische General Lauriston mit 20 000 Mann. Am 16. August trat Blücher den Vormarsch nach der Boberlinie von Jauer aus an. Vor der feindlichen Übermacht und weil die Russen versagten, mußte er zurückgehen. In Goldberg und auf dem Wolfberge nahm die Nachhut Yorks noch einmal Aufnahmestellung ein. Landwehr und freiwillige Jäger halten die Stadt.

Arm und erschöpft trat Goldberg in die neue Zeit ein. Bedeutende bürgerliche Bauten dürfen wir nach alledem in Goldberg nicht suchen. Die Stadtpfarrkirche ist das einzige monumentale Bauwerk aus der Zeit der großen Baustile. Hochgegiebelte Häuser, kunstvolle Portale, vom Meister Steinmetz eingefügt, finden wir selten. Bis in das 19. Jahrhdt hinein ist Goldberg die Stadt der Fachwerkbauten. Friedrich I., der baulustige Liegnitzer Herzog, der Erbauer der ritterlichen Wohnburg auf dem Grödtzberge, versuchte durch mancherlei Steuererleichterungen die Bürger zum Bau von massiven Häusern anzuregen, „zur Zierde und Sicherheit der Stadt“. Geholfen haben diese gutgemeinten Maßnahmen nicht viel. Man baute die abgebrannten Häuser immer wieder in derselben Weise auf. Erst 1691 gaben sich die Goldberger eine Feuerordnung. Nach den Bränden (1769, 1772) hat Friedrich der Gr. getan, was er konnte. Er kam selber, ordnete an, spendete „*stante pede*“ mit offener Hand Mittel zum Wiederaufbau. Die neuaufgebaute Wolfsgasse bekommt nach dem königlichen Wohltäter den Namen. Die schlichten Bauten im preussischen Stil sollten, jedes Haus, im oberen Stock und unten, je zwei Stuben enthalten, „damit immer zwei Tuchmacher drin wohnen könnten“. 1788/89 haben von 684 Häusern nur 134 Ziegelbedachung, 500 sind Schindelhäuser, d. h. zumeist baufällige Fachwerkbauten. 1864 bei dem letzten großen Brande hatten am Oerringe noch mehrere Häuser hölzerne Giebel und Schindelbedachung.

In der Entwicklung zur modernen Stadt hat Goldberg nicht gleichen Schritt mit den andern schlesischen Städten halten können.

Das benachbarte Hahnau hat 1900 eine Einwohnerzahl von über 10 000, Goldberg ist 1910 eine bescheidene Landstadt von 6989 Seelen. Die neuen Verkehrswege, Kunststraßen und Eisenbahnen, die im 19. Jahrhdt in unseren Städten einen so erfreulichen wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung herbeigeführt haben, sind für die Stadt Goldberg und ihre Entwicklung ohne große Bedeutung geblieben. Die neue Straße nach Leipzig führte fernab über Hahnau. Goldberg blieb, was es eigentlich schon seit Friedrich d. Gr. war, Kreuzungsstation der Posten von Berlin und Breslau nach Hirschberg, Leipzig und Prag. Der Anschluß an den großen Bahnverkehr in Liegnitz — er kam reichlich spät, im J. 1884 — war eine Enttäuschung. Die Bahn nach Jauer hätte das Waldenburger Kohlenrevier näher herangerückt und die natürlichen Voraussetzungen für eine stärkere Industrialisierung gegeben. Der Bahnhof lag drunten im Tal. Der Gütertransport den Mühlberg herauf war beschwerlich.

1863/64 war die Stadt noch einmal von Bränden heimgesucht worden. Trotzdem nahm das gewerbliche Leben seinen Fortgang. Schon 1830 versuchten zwei Männer von Format, die Gebrüder Kühn, den Übergang vom handwerksmäßigen zum maschinellen Betrieb durch Gründung einer Wollspinnerei und einer Tuchappretur. 1887 brennt die Fabrik in Neuländel ab. Das erst bedeutet das Ende der alten Tuchmacherei. Auch sonst ist man rührig im Ausbau der Stadt. Die großen Bürgermeister Matthaei (1852/76), Kamke (bis 1895) scheuen keine Mühe, um der Stadt neue Nahrungsquellen zu erschließen. 1878 kommt die Schwabe-Priesemuth-Stiftung nach Goldberg, ein Waisenhaus für Knaben aus dem Mittelstande, heute ein städtisch-stiftisches Reform-Realgymnasium mit Internat. Eine Reihe von bescheidenen Industrieen entsteht.

Auch im Ausbau der Stadt bleibt man nicht untätig. Am Anfang des 19. Jahrhds müssen die engen, niedrigen Stadttore fallen, die für die hochbeladenen Frachtwagen ein Verkehrshindernis geworden waren. Ummauert bleibt die Stadt immer noch der Mäuse wegen. Auf dem Boden des alten Grabens entstand allmählich die schöne Promenade, am Rande entlang das neue Wohnviertel. Die neuen öffentlichen Gebäude und Betriebe, die eine moderne Stadt benötigt, haben sich die Goldberger unter ungeheuren Opfern geschaffen. Räumlich ist die Altstadt weit über den alten Raum hinausgewachsen, am Bürgerberg, am Mühlberg (Landratsamt und Gymnasium); nach Westen die Hellweg-Siedlung und die viel versprechende Siedlung am Obertore.

Sarepta Goldbergia nennt Trozendorf einmal Goldberg, sein „geliebtes Vaterland“; klein, still und ruhig, wie das Städtchen der Witwe von Zarpath. Eine behagliche Landstadt ist auch das neue Goldberg geblieben. Die geräuschvolle, qualmende Industrie tritt zurück. Der Wochenmarkt für eine wohlhabende, ländliche Umgebung ist die Hauptnahrungsquelle. Dafür haben die Goldberger manches, um das andere Städte sie beneiden mögen. Eine herrliche Lage im anmutigen Hügellande des Boberkatzbachgebirges. Die Stadt malerisch auf

dem Talvorsprunge hingelagert. Goldberg ist die Stadt der Gärten. Überall schaut die grüne, blühende Gottesnatur ins Städtchen herein. In seinem Bürgerberg, in seinen Promenaden von Tor zu Tor, entlang an den ehrwürdigen Resten der alten Stadtmauer, haben sich die Goldberger ein schönes Stück Heimat geschaffen. Goldberg ist die Eingangspforte in das schöne Raxbachtal geworden nach Schönaich, Reischdorf und hinauf auf den Rosengarten. Im Wolfsberg haben die Goldberger die schöne Aussichtswarte weit hinein in die große Gebirgswelt der Riesenberge. Wenn erst die Bahnverbindung mit Jauer erreicht ist, dann wird das schöne Goldberg, der Provinzialhauptstadt nähergerückt, auch das Ziel der Wochenendfahrer noch in stärkerem Maße werden, und die landschaftlichen Schönheiten in den Vorbergen des Bober-Raxbachgebirges werden wieder beachtet werden, wie zur Zeit unserer Väter.

Das alte wehrhafte Goldberg.

Von Hermann Uhtenwoldt.

Als deutsche Gründungsstadt ist Goldberg gewiß von Anfang an ein wehrhafter Platz¹⁾. Die Lage der Stadtgründung, von deren Bering ein großer Teil durch das starke Abfallen des Vorgeländes natürlich geschützt ist, ist jedenfalls durch Wehr Gesichtspunkte mitbestimmt, wenn auch die eigentliche Stadtplangestaltung gerade in Goldberg durch die Fernhandelsstraße bedingt ist²⁾. Freilich ist dieser Typus der zweitorigen Straßenstadt auch für die Verteidigung sehr günstig; denn die Tore sind bei einer Belagerung mit den Waffen des hohen Mittelalters die gefährdetsten Stellen des Beringes. Goldberg hat später vier Tore; aber ich halte nur das Ober- oder Schmiedetor und das Niedertor, die Tore an der Straße, für ursprünglich, während Wolfstor und Sälzertor auf die Äcker und Weiden der Bürger führen, das Wolfstor auch dem Verkehr mit Weichbäddörfern dient³⁾. Auffällig ist das Fehlen einer Stadtburg, Landvogtsitz ist mindestens

¹⁾ G. Schönaich, Die Entstehung der schlesischen Stadtbefestigungen, Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, Bd. 41, 1907, S. 17 ff.; bes. S. 17—19. — Für Goldberg ist C. Grünhagen (Zeitschrift, Bd. 12, 2, 1875, S. 244) unter Hinweis auf unsere Ann. 5, 9 und 11 zu berichtigen.

²⁾ Die Annahme einer ersten Stadtgründung auf dem Nikolaiberg (L. Schulte, Zur ältesten Geschichte von Goldberg, Zeitschrift, Bd. 49, 1915, S. 333 ff.; Guhl, Goldberg, „Wir Schlesier“, Bd. IX, 1927, S. 129 ff.; Derselbe, Goldberg, in: Zum Winkel, Liegnitz-Goldberg, das schöne Raxbachtal, 1925, S. 60 ff. usw.) beruht auf einem Mißverständnis einer Angabe des Registers Honorius' III. (dazu vgl. E. Michael, Die schlesische Kirche und ihr Patronat im Mittelalter, Bd. I, 1926, S. 79 ff., bes. S. 80, Anm. 54 u. 55).

³⁾ Wolfstor, d. h. Wolfsdorfer Tor. 1773 werden aus Dankbarkeit gegen den großen König Wolfstor und ein Teil der Wolfsgasse in Friedrichstor und Friedrichsgasse umbenannt (L. Sturm, Geschichte der Stadt Goldberg, 1888, S. 404).

bei dem ersten Auftreten des Amtes ein Bürgerhaus ⁴⁾; als ein Pfastenherzog in der Mitte des 15. Jahrhunderts kurze Zeit in Goldberg residiert, bewohnt er zwei Stadthäuser ⁵⁾.

Die Goldberger Wehrbauten zeigen das Bild einer Stadtbefestigung, die mit dem Beginn der Neuzeit nicht mehr weiter ausgebaut wird ⁶⁾. Ihre Entwicklung wird auch in Goldberg verständlich aus der heimatlichen Kriegs- und Wehrgeschichte.

Wenn es darauf ankam, bürgerliche Wehrhaftigkeit zu beweisen, haben die Goldberger, nicht ohne Mitschuld der Liegnitzer Herzöge, meist eine recht passive Rolle gespielt. In der Zeit der Hussitenkriege war es um die Kriegsbereitschaft der Stadt gewiß in Goldberg ebenso traurig bestellt wie in der benachbarten Fürstentumshauptstadt Liegnitz ⁷⁾, aber während dort der Herzog einen Ausbau der Befestigung förderte ⁸⁾, ist allem Anschein nach für die Verteidigung Goldbergs nichts Ernsthaftes getan worden. 1427 bekommt ein Heerhaufe der Fürstentümer Liegnitz und Schweidnitz-Jauer vor Goldberg das übliche „Grauen“, als er der Feinde ansichtig wird; die Bürger haben nicht mehr den Mut, die Tore zu schließen, sondern flüchten sich auf „dy besten toerne“ (jedensfalls Tor- und Mauertürme), um sich dort zu verteidigen. Die Hussiten dringen durch die geöffneten Tore in die Stadt, räuchern die Goldberger auf ihren Türmen aus (nur auf dem Stadtkirchturm können sich einige Bürger halten), plündern

⁴⁾ Der erste urkundlich belegte Landvogt ist Tammo von Probsthahn (1312: Schlesiſche Regesten, Nr. 3271). Die Familie von Probsthahn gehört zu den angesehensten Bürgerfamilien: 1268 stellt die Bürgerſchaft im Hauſe des Bürgers Heinrich von Probsthahn eine Urkunde aus (SR 1321).

⁵⁾ Sturm, S. 48. — Zwar wird Goldberg 1357 als „veste“ bezeichnet (Cod. dipl. Sil. XX, Nr. 121), aber da die Lehn- und Besitzurkunden des Liegnitzer Herzogtums im Gegensatz zu Liegnitz, „Haus und Stadt“, Hagau, „Haus und Stadt“ usw. immer nur von Goldberg, „der Stadt“ sprechen (Grünhagen-Markgraf, Lehn- und Besitzurkunden Schlesiens, Bd. I, 1881, S. 302 ff.), sagt die Urkunde von 1357 nur aus, daß Goldberg eine befestigte Stadt ist (für das gleiche Jahr ist die Stadtmauer erstmalig urkundlich bezeugt: Tzschoppe-Stenzel, Urkundenſammlung zur Geſchichte des Ursprungs der Städte . . . , 1832, S. 576. — Der „Burgberg“ neben der Schwabe-Briefemuthſtiftung deutet vielleicht auf eine vor- oder frühgeſchichtliche Wehranlage hin; hier wurde 1725 beim Ausſchachten des Grundes für den Waſſerturm eine „sehr starke Mauer in Form eines Gemölbes (!)“ gefunden (Bericht eines Fortſetzers der handſchriftlichen „Goldberga“ des M. Caspar Wenzel von 1659, S. 111). Erst die Spatenforſchung kann hier weiterhelfen.

⁶⁾ Über die Entwicklung der ſchleſiſchen Stadtbefestigungen von Planken und Graben zur „bafionären Wallfeſtung“ vgl. die Arbeiten G. Schönaichs (a. a. D., ſowie Zeiſchriſt, Bd. 40, S. 185 ff.; Bd. 60, S. 1 ff.; Bd. 63, S. 281 ff. und in zahlreihen Aufſätzen über einzelne Orte). — Für die Entwicklung der Goldberger Wehrbauten verweiſe ich auf meine Aufſatzreihe: Die Goldberger Stadtbefestigung (Vote an der Kapbach, Goldberg, Jhgg. 1930, Nr. 253 ff.); dort auch Einzelbelege.

⁷⁾ Schönaich, Zur Geſchichte des ſchleſiſchen Schützenweſens, Zeiſchriſt, Bd. 40 (S. 185 ff.), S. 195.

⁸⁾ Sammler, Chronik von Liegnitz, Bd. I, 1861, S. 325 ff.

die Stadt aus und zündten sie an⁹⁾. Die Hussiten sollen später noch zweimal, 1428 und 1431, in Goldberg gewesen sein. Aus den vorliegenden Berichten geht nur das eine einigermaßen sicher hervor, daß beide Male keine Verteidigung der Stadt versucht worden ist, und daß Goldberg nach dem Unglück von 1427 im Hussitenkrieg keine aktive Rolle mehr gespielt hat, wahrscheinlich aber noch einige oder mehrere Male von hussitischen Heerhaufen ausgeplündert worden ist, die hier gewiß ebensowenig Widerstand fanden wie in den meisten schlesischen Städten¹⁰⁾. Nach dem förmlichen Abschluß des Hussitenkrieges bleibt Schlesien bekanntlich das ganze 15. Jahrhundert hindurch in Unruhe; damals haben sich die Goldberger, wie es scheint, nach Kräften gegen räuberische Überfälle böhmischer und schlesischer Herren gesichert¹¹⁾. In diese Zeit gehört wohl auch nach Analogie anderer schlesischer Städte der Bau der zweiten Mauer, die übrigens nicht den ganzen Bering umgab, sondern zwischen Nieder- und Sälzertor wegen des Steilabfalles fehlen konnte.

In den 30jährigen Krieg tritt Goldberg mit einer veralteten Befestigung ein; die Stadt hat wohl Bastionen im Zuge der beiden Mauern, aber keine großen Streichwehren, die von der Hauptmauer in den Stadtgraben vorspringen. Die Tore werden sich aber schon vor dem 30jährigen Krieg von einfachen Mauerdurchlässen zu dreifachen Zwingertoren entwickelt haben, das innerste Tor überragt oder flankiert von einem Turm. Im großen Kriege hat Goldberg Freund

⁹⁾ Bericht des Zeitgenossen Martin von Boskenhain (Script. rer. Sil. XII, 1883, S. 1 ff.), S. 5 f.

¹⁰⁾ Wenzel, Goldberga, S. 403 ff.; Grünhagen, Zeitschrift, Bd. 12, 2, S. 343; Derselbe, Die Hussitenkämpfe der Schlesiens, 1872, S. 151, 210; meine „Goldberger Stadtbefestigung“. — Sturm, der mir die Einfälle von 1427 und 1428 erwähnt, führt (S. 43 f.) eine interessante Urkunde von Ende 1428 an, in der Herzog Ludwig II. von Liegnitz-Brieg dem Hans Rosemann seinen Besitz in Rosendau erneut verbrieft, weil die Urkunden darüber „verderbt“ sind, als die „verdammten bösen Reher aus Böhmen . . . unsere liebe Stadt Goldberg ausgebrannt haben“. — Die angebliche erfolgreiche Verteidigung in der Stadtpfarrkirche (Thebesius, Liegnitzische Jahrbücher, 1733, S. 283; für 1428; Wenzel, S. 403 und Grünhagen, Hussitenkämpfe, S. 210, letzterer nach Holsteins Bunzlauer Chronik: für 1431) ist wenig glaubhaft. — In Goldberg bezog man noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts die Erinnerung an eine dreimalige Plünderung der Hussiten und eine Verteidigung in der Kirche (auf dem Kirchturm?) auf die „Latern“ (David Ramsler, Aufschlicher Bericht von . . . der Ergifffung der Rappbach . . ., 1608, 2. Teil, Kap. 6).

¹¹⁾ Am 21. XI. 1449 bittet der Goldberger den Liegnitzer Rat, ihn rechtzeitig zu warnen, wenn Goldberg Vernehmung droht, damit sich die Goldberger danach „in ihrer Wehre zu halten und zu schicken“ verständen (Schirmmacher, Urkundenbuch der Stadt Liegnitz, 1867, S. 445). Dafür, daß die Goldberger gerade in den vierziger Jahren Anschläge von Fehderittern und Raubbanden zu befürchten hatten, vgl. Schirmmacher, S. 410 f. u. 426. — Vgl. auch die Nachricht von der Befestigung Goldbergs im Jahre 1480 in der handschriftlichen „Geschichte und Beschreibung von Goldberg“ von Sutorius-Geßler (1805), S. 7 bezw. von Dertner I, § 5. — In das 15. Jahrhundert gehören wohl auch die Anfänge des Goldberger Schutzwesens (ältestes erhaltenes Statut: 1504; Sturm, S. 955 ff.).

und Feind den Durchzug gestattet. Der Versuch der Stadt, mit beiden Parteien zu einem einigermaßen erträglichen Verhältnis zu kommen, und der Verzicht auf eine wirkliche Verteidigung hinter den Mauern der Stadt zeigt sich besonders deutlich im Jahre 1633. Bis Ende September ist Goldberg in den Händen sächsischer Truppen (am 9. August kommt die „Konjunktion“ zwischen den schlesischen Herzögen von Liegnitz, Brieg und Ols, der Stadt und dem Fürstentum Breslau einerseits und dem Kurfürsten von Sachsen und seinen Verbündeten andererseits zustande, nachdem der Liegnitzer Herzog lange zwischen beiden Parteien geschwankt hatte ¹²⁾). Trotz der vorsichtigen Sprache des Vertrages, der angibt, nur der Wahrung der Religionsfreiheit zu dienen, und der ausdrücklich der Pflichten des Landes gegen den Kaiser gedenkt, behandelt Wallenstein bei seinem Vordringen im Oktober 1633 das Liegnitzer Fürstentum als Feindesland. Am 1. und 2. Oktober dringen erste Wallensteinische Truppen auch in die Nähe von Goldberg vor, Kroaten unter Isolani, von dem die Stadt eine Schutzgarde erkaufte ¹³⁾. Wallenstein selbst, der einst die Goldberger Lateinschule besuchte und der 1626 und 1627 in Goldberg war ¹⁴⁾, hält dieses Mal sein Hauptquartier in dem benachbarten Pilgramsdorf, die Armee aber liegt „nahe an Goldberg auf den Dörfern“. Am Morgen des 4. Oktobers erscheinen nun etwa 4000 Reiter vom Regiment des Obersten Sparre vor der Stadt, fordern unter falschem Vorwand, daß ein Ratsausschuß zu ihnen herauskommt, und überfallen und mißhandeln die städtischen Abgesandten. Die Bürger schließen darauf in ihrem ersten Schrecken die Stadttore und ziehen die Zugbrücken auf, — wie der zeitgenössische Bericht ausdrücklich versichert, nicht etwa, um „sich zur Wehr zu stellen“, sondern damit sich der eine oder andere noch verstecken könnte, um „den leidhaftigen Teufeln“ nicht in die Hände zu fallen. Die Kaiserlichen bestürmen nun die Stadt, schlagen die Tore ein und öffnen sie oder steigen über Graben und Mauern in die Stadt hinein. Goldberg gilt so als eroberte Stadt und ist nach Kriegsrecht der Plünderung preisgegeben, die gerade hier mit un-menschlicher Grausamkeit durchgeführt wird, — bis am Abend des nächsten Tages die längst erworbene Schutzgarde erscheint, um mit der Drohung einer nochmaligen Plünderung 800 Reichstaler zu erpressen, welche die ausgeraubte Stadt glücklicherweise „anderswo“ ge-

¹²⁾ C. Grünhagen, Geschichte Schlesiens, Bd. II, 1886, S. 247 ff.

¹³⁾ Über Goldbergs Geschehnisse im Okt. 1633 s. „Abgeschwulste, doch wahrhaftige Erzählung, wie die Kaiserlichen den 24. Sept. 4. Oct. 1633 in der Stadt Goldberg . . . gehauset, Creutzenach, 1633“ (als Verfasser vermutet Sturm den Goldberger Pastor D. Reimann; Sturm, S. 171); Wenzel, S. 480 ff.; Grünhagen, Bd. II, S. 250 ff.; Sturm, S. 170 ff.

¹⁴⁾ Sturm, S. 162 ff. Daß Wallenstein die Goldberger Lateinschule besuchte, wird schon im dreißigjährigen Krieg berichtet (Bericht von 1633 und Sturm, S. 162, 174, 879 ff.). Nach R. Willich (Wallenstein, Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 45, 1900, S. 582) war Wallenstein 1597/99 in Goldberg.

borgt bekommt. Doch auch dann ist Goldberg vor Plünderung und Gewalttaten nicht sicher.

Die Stadt ist noch mehrfach in den dreißiger Jahren über-rumpelt worden; so wird sie am 13. Juni 1634 und am 25. Mai 1636 wieder „erstiegen“, in beiden Fällen von Kaiserlichen; eine kaiserliche Abtheilung ist es auch, die im Oktober 1636 dadurch in die Stadt gelangt, daß ein Teil von ihr durch das sogenannte „Hundsloch“, eine Kloake in der Nähe des Niedertors, in die Stadt eindringt und die Tore öffnet¹⁵⁾. In den entscheidenden Kampffahren, am Ende der dreißiger und am Anfang der vierziger Jahre, als es im Kampf um Schlesien fast ausschließlich auf den Besitz der festen Plätze ankommt, hat Goldberg kaum noch eine Rolle gespielt; die Befestigung schützt bestenfalls gegen herumziehendes Gesindel und versprengte Abtheilungen¹⁶⁾. Der Ausbau zur Wallfestung, der für diese Jahre kennzeichnend ist¹⁷⁾, wird in Goldberg gar nicht begonnen.

Wenn noch bei den Kämpfen von 1813 am Goldbergter Obertor ein erbittertes Gefecht stattfindet¹⁸⁾, dann darf das nicht darüber hinwegtäuschen, daß die städtischen Wehrbauten längst schon keinen eigentlichen Befestigungswert mehr haben. Polizei und Steuer (Akzise!) sind es, die eine Erhaltung der Mauern fordern, Zwinger und Stadtgraben sind Obstgärten oder haben durch ihre Grasnutzung einen gewissen Wert (wie schon früher in friedlichen Zeiten); die Tuchmacher haben ihre Tuchrahmen im Graben und auf den Stadtmauern aufgespannt. Andererseits sind die Befestigungsanlagen ein Hemmnis für Verkehr und Stadtausbau und erfordern überdies noch Geld für die Erhaltung der Mauern, wovon die Steuerbehörde noch bis 1845 (Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer; die Akzise ist schon 1822 gefallen) $\frac{4}{5}$ der Kosten trägt. Noch 1859 ist die Haupt-mauer um den ganzen Stadtbering erhalten, wenn auch längst an die Stelle der alten Zwingertore einfache Gattertore getreten sind und eine „offene Pforte“ zwischen Ober- und Sälzertor am Ausgang der Oberen Radegasse entstanden ist¹⁹⁾. Als die Regierung 1863 nach langem Instanzenkrieg grundsätzlich den Abbruch ganzer Mauerabschnitte genehmigt, wird bald ausgiebig davon Gebrauch gemacht.

¹⁵⁾ Wenzel, S. 499, 501, 503. — Es handelt sich natürlich nicht um Belagerungen, sondern um Überfälle, die z. T. trotz einer Schutzwache in der Stadt erfolgten.

¹⁶⁾ Wenzel, S. 505; Sturm, S. 193; vgl. Sturm, S. 199, 201.

¹⁷⁾ So in Hirschberg, Löwenberg, Liegnitz und Glogau; nur die beiden letzteren bleiben Wallbefestigungen (H. Ahrenmoldt, Die Hirschberger Stadt-befestigungen, Wanderer im Riesengebirge, 1930, S. 168 ff., 185 ff.; P. Kleber, Bilder aus Löwenbergs Vergangenheit, S. 84 ff.; Schönath, Zeitschr., Bd. 41, S. 34).

¹⁸⁾ Sturm, S. 464 ff.

¹⁹⁾ Situations-Plan der Stadtmauer zu Goldberg, Goldbergter Stadt-alten I, 15, 5, fol. 15; weitere Belege für die Verwendung der Goldbergter Befestigung im Frieden und ihre langsame Zerstörung s. meine „Goldberger Stadtbefestigung“, 2. Forts. u. Schluß.

Zwar ist der Verlauf des alten Befestigungsringes noch heute zu erkennen, vieles aber auch sinnlos zerstört worden, was wir heute gern als Denkmal heimatlicher Wehrgeschichte besitzen würden.

Die ehemalige Goldgewinnung bei Goldberg.

Von Gustav Türk.

Über den Goldsand bei Goldberg hat besonders H. Quiring eingehende Untersuchungen angestellt. Er veröffentlichte: 1) über das Goldvorkommen bei Goldberg in Schlesien und seine bergmännische Gewinnung im 13. und 14. Jahrhundert. (91. Jahresbericht d. Schles. Gesellsch. f. vaterl. Kultur 1913, 1. Bd. 6. Abt. S. 56—89; auch selbständig im Verlage von G. P. Ueberholz, Breslau 1914 erschienen); 2) Beiträge zur Kenntnis der niederschlesischen Goldvorkommen. (Ztschr. f. prakt. Geol. 22, 1914, S. 213—222); 3) Geschichte des Goldbergbaues bei Goldberg in Schlesien und der Versuche seiner Wiederaufnahme bis zum Jahre 1740. (Ztschr. f. d. Berg-, Hütten- und Salinenwesen im preuß. St. 67, 1919, S. 268—283). Auf Quiring stützt sich auch E. Zimmermann in den Erläuterungen zur Geologischen Karte von Preußen, Lieferung 202 Blatt Goldberg, Berlin 1919, S. 69—72.

Goldgebiete liegen auf dem Bürgerberge und den Hochfeldern nach Kopatsch zu, ferner auf der Siegnitzer Höhe nördlich von Kopatsch, drittens zwischen Geiersberg und Seiffenau, viertens westlich gegenüber am linken Ragbachufer und endlich von hier aus nach dem Puzberge bei Neutkirch hin gegenüber dem Ortchen Neuländel. Die goldführende Sandschicht in etwa zwei Meter Mächtigkeit liegt in einem alten Flußbett, welches stellenweise bis zwanzig Meter über der heutigen Ragbach ging und nördlich der Hochfelder von dieser geschnitten wurde. Der Fluß brachte aus ursprünglichen Goldquarzgängen in einem Granitgebirge die Trümmer allmählich mit. Er floss in einem Gelände, dessen Untergrund uraltes Ton-schiefer- und Diabasgebirge bildete und heute noch bildet, das von Gold gänzlich frei ist. Wenn also am Westfusse des Nikolaiberges zwei verfallene Stollen im Diabase (uraltm Ergußgestein) stehen, so haben gerade diese Stollen niemals etwas mit Goldgewinnung zu tun gehabt; sie zielten vielmehr auf Kupfer. Auch das in Goldberg umlaufende Wort „Die Goldberger Toten ruhen im Golde“, weil nämlich die Gegend des Kirchhofes sehr goldhaltig sei, beruht auf einem Irrtume. Denn gerade das Gelände auf dem Nikolaiberge enthält größtenteils gar keine eigentliche Goldsandschicht, sondern unter einer Decke von wenigen Metern Mächtigkeit steht der goldfreie Ton-schiefer an. Geringe Spuren von Gold finden sich in den Sanden und Tonen der Gegend allenthalben und auch in der Ragbach, aber etwa nur

0,02 Gramm Rohgold auf die Tonne, während die für den Abbau ehemals in Betracht kommende Sandlage 0,2 Gramm, also das Zehnfache, und mehr enthielt.

Über die Ausbeute erzählte man sich zu Trozendorfs Zeit, daß sie in den besten Jahren wöchentlich 150 Mark Goldes betragen haben soll. Das wären nach jetzigem Gelde reichlich über 60 000 Mark, somit im Jahre über 3 Millionen Mark. Diese Angabe kann nur als sagenhafter Ausdruck für die Tatsache gewertet werden, daß eine Zeitlang eine beträchtliche Menge Goldes gewonnen wurde. Nach Quirings Schätzung kommt der genannte Wert etwa für das gesamte Goldsandlager bei Kopatsch, Seiffenau und Geiersberg in Betracht mit einer Abbauzeit von etwa 200 Jahren. Während des blühendsten Betriebes, wohl von 1200—1230, konnten Jahreserträge von 90 000 bis 120 000 Mark vorkommen, sodaß der Herzog als „Zehnten“ ($\frac{1}{12}$) 7500—10 000 Mark davon erhielt, für damalige Verhältnisse sehr beachtlich.

Urkunden zur Goldgewinnung sind bei Butte, Schlesiens Bergbau und Hüttenwesen, Breslau 1900 (Cod. diplom. Sil. 20), zu finden. Die Herzöge stifteten von ihrem Goldzehnten einen Teil einem Kloster oder einer Kirche zu einem frommen Zwecke. Ein Grundstück wird wegen des Schadens, den der Bergbau anrichtet, von Abgaben befreit. Auch werden Goldgefälle verpfändet. Die Urkunden, in denen von Betrieb und Ertrag die Rede ist, reichen bis 1359 oder vielleicht bis 1376. Erschöpfung der vorhandenen Vorräte und Schwierigkeiten der Wasserbewältigung führten das Ende des Betriebes herbei. Im Jahre 1404 sichert Herzog Ruprecht dem Pfarrer Michel von Deutschbrod reichen Lohn zu, wenn er, wie er sich erboten hatte, durch eine kunstvolle Vorrichtung das Wasser herausziehen und dadurch weiteren Bergbau ermöglichen würde. Über die Ausführung verlautet nichts.

Etwa aus dem Jahre 1342 stammt eine ausführliche Mitteilung über das Goldwerksrecht zu Goldberg. Oberster Rechtleiher ist der Herzog; er setzt einen Richter ein, der den Namen Wassermeister führt. Die Anlagen sind dauernd im Gange zu halten; eine Unterbrechung von drei Tagen und drei Nächten zieht den Verlust des Anrechtes nach sich. Der Zehnte für den Herzog wird jeden Montag Vormittag entrichtet; es ist der zwölfte Teil. Der Besitzer des Geländes bekommt ein freies Achatel, welches in dem Falle, daß er den Acker nicht selbst bebaut, zwischen ihm und dem Wirtschaftenden geteilt wird.

Etwa zweihundert Jahre lang gehörte die Goldgewinnung zu den kennzeichnenden Zügen des Goldberger Wesens; Erinnerungen und Nachflänge reichen bis in die neueste Zeit.

Die Goldberger Stadtpfarrkirche.

Von Friedrich Guhl.

Entstehungszeit, Erbauer, Baumeister nicht mehr nachweisbar! Alte Überlieferung: sie sei von Ordensrittern und Bergknappen gemeinsam erbaut. Urkundlich wird 1217 neben einer ecclesia ad St. Nicolaum in Goldberg eine capella St. Mariae erwähnt. Ob diese in Goldberg selbst gelegen sei, ist nicht angegeben. Wir sind auf Vermutungen angewiesen. Sicher ist, daß eine Ordenskommende zuerst des Templerordens, später des Johanniterordens hier bestanden hat in alter Zeit; es kann vermutet werden, daß zur Kommende ein Gotteshaus gehörte in nächster Nähe. Als Platz der Kommende ist der Ort des heutigen Volksschulgebäudes am Kirchplatz nachweisbar.



Evg. Stadtpfarrkirche zu Unser Liebfrauen und St. Michael in Goldberg.

Anzunehmen ist, daß die Ordenskapelle in nächster Nähe lag, die wohl zugleich als Taufkapelle diente. Ein Brunnen ist noch heute vorhanden. So kann die Annahme als berechtigt angesehen werden, daß der Erst- anfang eine wahrscheinlich aus Schrotholz errichtete Kapelle war. Ihre Größe wird gering gewesen sein, vielleicht entsprach sie etwa dem heutigen Altarraum. Der Taufbrunnen lag außerhalb. Die Baustoffe des heutigen Altarraums weisen in den Wänden Ziegeln in Großformat auf, die übrige Kirche ist aus Sandstein errichtet. Es kann gefolgert werden, daß der jetzige Altarraum einmal ein Kirch- lein für sich gewesen ist, das anstelle der ersten Holzkapelle später erbaut wurde. Vielleicht von den Bürgern der Stadt oder in Zu- sammenschluß mit dem Orden. Später ist der große Ausbau in der jetzigen Gestalt erfolgt. Beweis für diese Vermutungen über Aus- bau einer ursprünglichen Marienkapelle zum jetzigen domartigen Kirchgebäude sind: 1362 in einer Urkunde Herzogs Boleslaw wird

die parochia St. Mariae virginis in Goldberg erwähnt. Im Abschlußbogen, der den Altarraum abgrenzt, zeigt der Schlußstein die Büste der Maria, in der Höhe der Vierung ist das Bild des Erzengels Michael angebracht. Der Name der Kirche lautet Stadtpfarrkirche „zu Unser Liebfrauen und St. Michael“.

Von der Geschichte ihrer baulichen Entwicklung ist nichts Urkundliches aufzufinden. Grundriß ist die Form des Kreuzes. Im Altarraume noch romanische, sonst durchweg frühgotische Bauformen. Eine gewaltige, 18 m hohe Hallenkirche, Mittelschiff, Kreuzschiff und Seitenschiffe gleich hoch, das Vierungsgewölbe noch etwas höher. Das Innere, vordem durch vielerlei Einbauten entstellt, ist in den Kriegsjahren 1914—1917 trotz großer Schwierigkeiten völlig erneuert worden. Kanzel aus Sandstein 1584 eingebaut. Dahinter Pfanz-Schönwälder Kapelle, ein kleiner Anbau, darin nach Einführung der Reformation (14. 9. 1522) die letzten Altaristen die Messe ungestört weiter hielten. Hierin jetzt ein Triptychon von 1495, erneuert durch Prof. Becker, und die Madonna des alten Altars. Der jetzige Altar ist 1812 aus Liegnitz von der aufgehobenen Franziskanerkirche erkaufte worden, hat aber wohl einmal in der Johanneskirche dort gestanden (vgl. Haupt des Täufers auf den gewaltigen Altarleuchtern!). Die Altarbilder sollen Werke des Leubuszer Klostermalers Willmann sein. Die Wappenschilder sollen wohl die einstigen Stifter des Altars kennzeichnen, das eine ist das der Reichsgrafen von Werba und Freudenthal. Die Reste des früheren Altars sind in der Sakristei angebracht, deren Anbau vor der Reformation erfolgte. Im Altarraume noch 2 Kenotaphien verdienter Schulmänner des 16. Jahrhunderts, Hieronymus Gürtler-Willenberg und Valentin Friedland-Trozdorf, beide 1566 angebracht. Das Gebühne des westlichen Kreuzschiffes ist die Bürgerbühne, 1608 nach einer riesigen Überschwemmung des Rathbachtals vom Bürgermeister und Schulrektor Johannes Zeige erbaut (zugleich Erbauer des Delphinbrunnens vor dem Rathause: in Jova se figens ist sein Kryptogramm!). Die alten Gemälde der Bühnenbrüstung sind bei der Erneuerung unter der Deckschicht hervorgeholt samt ihren Inschriften, dabei ist neu aufgefunden der Wahlspruch Zeiges: vera fides, patientia, spes, sibi recti conscia mens: candor, pax, cynosura mea est. Unter der Bürgerbühne liegt der sagenhafte Kirchbrunnen, der in der Hussitennot die in der Kirche Eingeschlossenen versorgte, er ist 20 m tief. Seit 1770 war keine Nachricht mehr von ihm zu finden.

Noch viele alte Denkmäler und Innenschmuck weist die Stadtpfarrkirche auf, die wegen des knapp bemessenen Raumes für diesen Bericht nicht aufgeführt werden können ¹⁾.

¹⁾ über die evang. Kirche in Goldberg vgl. auch Veröffentlichungen der Provinzial-Kommission zur Erhaltung und Erforschung der Kunstdenkmäler der Prov. Schlesien. Heft XI (1919), S. 36—42 nebst Grundriß. Die Schriftleitung.

Die „Mariensäule“ in Goldberg.

Von Friedrich Guhl.

Ein sehr alter Steinbildstock steht seit einigen Jahren in den Anlagen an der katholischen Kirche: Staupfäule, Peststein u. a. vom Volke benannt. Es ist eine Pfeilersäule mit aufgesetzter capella. Ein darin befindliches Marienbild berechtigt uns zu dem Namen: Mariensäule. Bessel „Geschichte der Stadt Goldberg“ (1841) sagt S. 54: sie sei ein Denkstein der Hussitengreuel, besonders der Forderung eines Mönches Thomas. Das ist die Sage! Urkundliche Berichte fehlen, auch die früheren Standorte lassen keine Schlüsse zu; der allererste Standort ist nicht bekannt. Da aber der unterste Teil der Säule nur glatt behauen und ohne Bildwerk ist, wird er wohl ursprünglich im Erdboden gestanden haben. Das Ganze kann also einmal ein Grabdenkmal gewesen sein!

Vielleicht gibt das Bildwerk der Säule Auskunft zur Enträtselung. Wie bereits erwähnt, besteht sie aus 2 Teilen, dem 4eckigen Pfeiler und einem bedeutend breiteren, mit 6eckiger Grundfläche anhebenden, nach oben sich immer mehr verjüngenden Aufbau, der in einem Kreuz endet. Die Pfeilersäule weist zwischen 4 Rundstäben an den Kanten 4 erhabene Gestalten auf, von denen die der rechten und linken Seitenfläche gleich sind. Da über ihren Köpfen je 2 flügelartige Ansätze sich zeigen, hält man sie für Engel. Aber ihre langen faltigen Gewänder sind mit einem deutlich in einer waggerchten Vertiefung angeordneten Vordienstrich zusammengehalten, zeigen ferner Schultertragen, und die Gestalten stehen mit blanken Füßen auf dem Untergrund: schweben also nicht! Das Gewand ist die Mönchskutte der Franziskaner! Dann sind die Ansätze überm Kopfe die Kapuzen. Es sind Mönche. Zwischen ihnen auf der vorderen Schaufseite steht auf einem Sockel ein Bischof mit Mitra, Krummstab und zum Segnen vor der Brust aufgehobener Hand. Ganz anders ist die Gestalt der Rückseite. Ein leicht hingeknieter Mann in ganz kurzem Gewande, die Füße von den Oberschenkeln ab unbedeckt, mit Vollbart und lang herabwallendem Haupthaar, hebt die Arme mit aneinander gelegten Handflächen betend empor. Vor seinem Kopfe trägt ein Spruchband die Worte: „Helf Got Maria“ und außerhalb des Bandes steht noch „berat“. Weiter ist noch ein Schild sichtbar, darin, wie eine 4 erscheinend die Buchstaben L und I stehen, wohl die Anfangsbuchstaben eines Namens J. L. Dieser betende Laie gibt Veranlassung, in ihm den Stifter oder den Mann zu sehen, zu dessen Gedächtnis der Bildstock errichtet worden ist.

Der obere Aufbau trägt deutlich 3 Stockwerke. Das untere zeigt 6 je etwa 40 cm breite Tore, gebildet von 6 verschieden gestalteten Säulen, über denen sich jedesmal ein „gedrückter Gelsrückenbogen“ spannt. Die torartigen Nischen sind 8 cm tief ausgehöhlt, aus den Hohlräumen sind 6 Gestalten herausgearbeitet: 4 weibliche, 2 männ-

liche. Zuerst eine deutlich als gekrönte Madonna mit Jesuskind erkennbar! Doch steht sie nicht auf der Vorderseite, sondern um ein Feld weiter! Zu ihrer Linken eine Heilige mit einem Rad, zur Rechten eine mit Turm, die andere mit Korb. Aus den Beigaben ist zu schließen: Barbara mit dem Turm, Dorothea mit Korb und Katharina mit Rad. Es sind dieselben Heiligen, die der Klappaltar der Stadtpfarrkirche von 1495 in seiner Predella zeigt. Eine weitere Nische zeigt einen stehenden, bärtigen Mann mit einem Kreuzstabe in der Linken, während sich vor seinem langen Gewand ein Schweinchen hoch aufrichtet: es soll der Eremit Antonius der Große wohl sein. Und nun das letzte Bild: wiederum keine Heiligengestalt, wieder ein nur notdürftig bekleideter Mann mit Vollbart und langem Haupthaar, mit nackten Füßen auf der Grundfläche stehend, hält er in seiner Rechten eine Geißel und trägt in der linken Armbeuge einen Rutenbesen, also ein Flagellant. Er erinnert auffallend an den Beter der hinteren Säulenseite! Würde der Gedige Aufbau um 1 Feld verschoben werden, so käme die

Madonna auf die ihr gebührende Vorderfläche und hinten paßten Beter und Büßer zusammen übereinander! (Die unrichtige Aufsetzung der Kapella wird wohl bei einer Ortsveränderung geschehen sein). — Das nächste Stockwerk des Aufbaus zeigt 6 viereckige Türme, zwischen und über ihnen leiten Ornamente zur oberen Platte, auf der eine doppelseitig durchgeführte Kreuzigung Christi sich darbietet. Auf der Vorderseite blickt der Gekreuzigte mit offenen Augen und erhobenem Haupte, die Rückseite zeigt ihn mit im Tode zur Seite gesunkenen Antlitz. Zwei unter den Kreuzarmen stehende völlig verwitterte Gestalten sollen wohl Maria und Johannes darstellen.

Es ist nun klar, daß Beshels Ansicht über das Denkmal unhaltbar ist. Die Franziskanermönche, zumal in ihrem doppelten Erscheinen



„Mariensäule“ in Goldberg.
(Phot. Konrad Menzel, Goldberg)

sind nicht die Hauptsache, sondern Beiwerk, ebenso wie alle Kulturen des Bildstockes: Starre Typen im Geiste der damaligen Zeit, die wohl ihre Bedeutung haben, aber nicht die Veranlassung des Denkmals künden. Nur der knieende Beter, der vielleicht mit dem Geißler darüber gleichbedeutend ist, zeigt Bewegung, Handlung, weist auf Ereignisse hin. Vielleicht ist als Legende des Bildstockes zu vermuten: in irgend einer nicht erkennbaren Not, in einer langwierigen Krankheit hat Einer Hilfe erfleht und sich dabei auch des Beistandes des Ordens erfreuen können, ja vielleicht durch ihn auch den Bischof um Fürbitte angegangen. Die irdische Not kündigt der Unterteil; der obere gewaltigere Teil weist auf die obere Welt und die in ihr angeflehten Nothelfer: Maria, die Heiligen und schließlich den „Vater des Mönchtums“. Sie sind Vermittler der Gebete der Irdischen in der „oberen Stadt“, deren Mittelpunkt der erhöhte Erlöser ist. Dann ist ein sinnvoller Zusammenhang aller Gestalten erkennbar. Nur die Gestalt des büßenden Geißlers in der obern Welt ist noch zu erklären. Vielleicht soll sie den gewaltigen Bußprediger Johann von Capistrano († 1456) verkörpern, der möglicherweise auch angegangen worden ist und vor der Errichtung des Bildstockes verstorben ist. Es kann aber auch sein, daß der betende Stifter sich selbst als einen bußfertig in die Ewigkeit Abgerufenen hat nach seinem Tode darstellen lassen wollen. Die Art der Ausführung des ganzen Bildwerkes läßt wohl das 15. Jahrhundert als Entstehungszeit annehmen.

Valentin Trozendorf.

Von Friedrich Andrae.

Durch Valentin Trozendorf, den 1490 zu Troitschendorf bei Görlitz geborenen Bauernsohn, ist die schlesische Mittelstadt Goldberg an dem Ruhme beteiligt, der sich an den Begründer des ersten humanistischen Gymnasiums im deutschen Osten knüpft. Sie hat diesen „ausgezeichneten Bildner des Knabenalters“ (*insignis formandae pueritiae artifex*) fast ein Menschenalter lang zu ihren Bürgern gezählt, auch seines nicht weniger verständigen als beredsamen Rates — wie die Zeitgenossen hervorheben — in den Angelegenheiten ihres Gemeinwesens sich erfreut. Denn der kleine gedrungene Mann mit dem härbeißigen und doch so gütigen Schulmeistergesicht, das mit seinen scharf blickenden, dunklen klugen Augen noch heute aus dem lebensvollen Bilde der Goldberger evangelischen Pfarrkirche zu uns herabschaut, war kein lebensfremder Batelschwinger, sondern besaß zu seinem grundgelehrten Wissen auch noch ein reiches Maß von weltoffener Menschlichkeit, die, mit tiefer Frömmigkeit und großer Selbstlosigkeit eigenartig gepaart, in den Erfahrungen eines langen und beglückten Erzieherlebens gereift war. Trozendorf selber hat, bibelfest, wie er war, und nicht ohne die gelehrte Spitzfindigkeit des Humanisten, seine Goldberger Wirkungs-



Valentin Trozendorf.

(Phot. R. Menzel, Goldberg, von dem in der Evg. Stadtpfarrkirche zu Goldberg befindlichen Gemälde von Adam Windler 1593. Abdruck aus „Schlesische Lebensbilder“ IV.)

stätte mit Sarepta verglichen. Dort habe Elias, der Prophet, an der Stelle einstmals blühender Goldgräberei die Goldkörner des göttlichen Wortes gesät. In Goldberg sei dem Erliegen des Goldbergbaues die Schulgründung gefolgt, und aus den frommen Studien gehe die Goldsaat des Evangeliums in der von Wittenberg verkündeten reinen Lehre geschlechterweise immer aufs neue hervor. Wenn aber Trozendorfs Kenotaph in der Goldberger Pfarrkirche mit Anspielung auf diesen Vergleich in den Versen:

„Christe, bewahre doch immer das fromme Geschlecht dieser Schule.
Unser Sarepta laß sein sicher in Deiner Hut.“

die religiöse Grundstimmung in Trozendorfs Wirken festhält, so sucht eine andere Grabchrift auf den großen Scholarchen die Stärke seiner humanistischen Wirkung in folgenden Distichen auszudrücken:

„Wahrlich er hatte so völlig die Sprache der Römer verbreitet,
Daß nun in Goldberg zum Schimpf wurde das deutsche Gespräch.
Hättest Du reden gehört dort die Knechte und Mägde lateinisch,
Hättest Du sicher gewähnt, hier wäre Latium.“

Das ist gewiß eine echte Blüte übertreibender humanistischer Epigrammatik und ein Musterbeispiel für die Unbefangenheit ihrer Schönrednerei. Aber im Grunde war dieses mit Knechten und Mägden lateinisch redende Goldberg das Wunschbild aller humanistischen Pädagogen der Zeit. Denn da nun einmal ihr Unterricht hauptsächlich auf die Erlangung der Eloquenz, d. h. eines richtigen und flüssigen lateinischen Ausdruckes abzielte: die unerläßliche Vorbedingung für den nur lateinisch erteilten Universitätsunterricht, so war es — wie Friedrich Paulsen in seiner Geschichte des Gelehrten Unterrichtes ausführt — „gewiß geraten, die Schüler beständig zum Lateinischreden anzuhalten und die deutsche Sprache in der Schule zu unterlagen. Die künstliche Expatriierung der Schüler in der Schule war ein Ersatz für den Aufenthalt in einer lateinisch redenden Stadt, die es nun einmal nicht gab, und die sich auch nicht machen lassen wollte, so viel davon die Rede war.“

Mit alledem lag Trozendorfs Werk durchaus auf der in Melancthons Neubegründung des Gelehrtenschulwesens vorgezeichneten Linie. Die Reformation hatte die klassischen Studien in ihren Dienst gestellt und dadurch in der Beschäftigung mit den alten Sprachen den Übergang von dem sich selbst genügenden literarischen Ästhetentum der humanistischen Wanderpoeten zur wissenschaftlichen humanistischen Philologie angebahnt. Nach Luthers Programmschrift „an die Ratsherren“ sollten die humanistischen Studien in erster Linie eine auf die Urtexte der heiligen Schrift und ihrer ältesten Erklärer zurückgreifende Auslegung des „richtig verstandenen“ Gotteswortes verbürgen. Zu diesem Zwecke hatte Trozendorf, der ehemalige Wittenberger Student und damalige Poenitentiar am Breslauer Dom, dem schlesischen Reformator Geß bei dessen großer — auch für Trozendorfs Übertritt zum Protestantismus — entscheidenden Disputation von 1524 als Sachverständiger für das Hebräische zur Verfügung gestanden, und es war

ganz im Sinne Melanchthons gesprochen, wenn M. Ludovicius, Trozendorfs Schüler und Biograph, mit Bezug auf den späteren Goldberger Unterrichts sagte: „Wir müssen den Wissenschaften obliegen, auf daß wir die überlieferte Lehre von Gott verstehen lernen, damit ein jeglicher an seinem Ort: in der Kirche, der Gemeinde, der Schule und im Haus die Ausbreitung des Evangeliums zu fördern vermag.“ Wie bei den anderen protestantischen Schulen der Zeit lag auch in Goldberg das Trivium: Grammatik, Rhetorik und Dialektik zu Grunde, und die klassischen Schriftsteller wurden ebenso sehr als vollendete Lehrmeister für eine formal-dialektische Ausbildung wie als sprachliche Vorbilder gewertet. Wenn sich also Trozendorf hinsichtlich der Ziele und der Methode seines Unterrichtes kaum von den übrigen Melanchthon-Schülern unterschied, so war er vielen von ihnen als Schulmann dadurch überlegen, daß er — nach H. v. Raumers Wort — „von ganzem Herzen und aus innerstem Beruf“ ein Schulmann war. Keiner aus der langen Reihe der Trozendorfbiographen hat auf die Erwähnung des Mahnwortes von Trozendorfs Mutter: „Lieber Sohn, bleib ja bei den Schulen!“ verzichtet mögen, die sinnvollste Überschrift über dieses Schulmeisterleben.

Am eindrucksvollsten offenbart sich Trozendorfs pädagogische Begabung, in der in Goldberg weitgehend durchgeführten Selbstverwaltung der Schüler, die sich mit verwandten Bestrebungen sehr viel späterer Schulreformer bereits eng berührt, zu ihrer Zeit aber der Trozendorfschen Schule wahrscheinlich allein eigentümlich war. Die Goldberger Schule war nämlich — wie die Zeitgenossen überliefern — „ganz und gar einem aufs beste eingerichteten und durch Gesetze und andere ehrbare Übungen festgefügtten politischen Gemeinwesen ähnlich“, einem Gemeinwesen, das auf der Gleichgestelltheit aller Schüler, vornehmer und geringer, vor dem strengen Schulgesetz beruhte, wie das der Gleichberechtigung aller evangelischen Christen im Sinne des lutherischen allgemeinen Priestertums und zugleich dem noch nicht an einen bestimmten Stand geknüpften humanistischen Bildungsideal entsprach. Wie aber damit die ständischen Unterschiede in der Herkunft der Schüler ihre Wirksamkeit verloren, so sollte auch in dem Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler die Schärfe der Scheidung in Lehrende und Lernende, Herrschende und Gehorchende nach Möglichkeit unwirksam werden. Deshalb wurden nicht nur die älteren Schüler nach der humanistischen Regel: Docendo discimus für den Unterricht der jüngeren grundsätzlich herangezogen, sondern es wurden auch die verschiedenen Ämter und Verrichtungen, welche die Hausverwaltung und Hausordnung, die Schulzucht und Schulaufsicht erforderten, mit Schülern besetzt, die von ihren Mitschülern gewählt, wöchentlich oder monatlich in ihren Dienstleistungen sich abwechselten. Den Aufbau des Ganzen krönte ein Schülermagistrat, der in Trozendorfs Anwesenheit tagte und über die Verstöße gegen die Schulordnung und gute Sitte zu Gericht saß. Natürlich wickelte sich ein solcher Prozeß in lateinischer oder griechischer Sprache ab, bot also die erwünschteste Gelegenheit, um

in der auf der Schulbank erworbenen Eloquenz zu glänzen. Damit aber die praktische staatsbürgerliche Erziehungskunst nicht zum „Affenspiel“ entarte, behielt sich Trozendorf als „Dictator perpetuus“ stets die letzte Entscheidung durch seinen selbstherrlichen Willen vor. Er war aber auch — wie R. v. Kaumer sagt — „ein wirklicher Diktator“ und — wie Kaumer hinzufügt „mehr als Diktator“, da er durch christlichen Glauben und herzliche tätige Liebe die Herzen seiner Schüler gewann.“

Trozendorf hat die Goldberger Schule von 1531—1556 geleitet und in dieser Zeit die gehobene, aber völlig verwahrloste Stadtschule, die er vorfand, zur Landesschule entwickelt. Seitdem Herzog Friedrich II., der Landesherr, nach dem Scheitern des Liegnitzer Universitätsplans Trozendorfs Anstalt seine Teilnahme schenkte und seit der herzoglichen Bestätigung von Trozendorfs „Schulordnung zum Goldberg“ (1546) näherte sie sich im hohen Maße den sächsischen Fürstenschulen, den fortgeschrittensten Typen im damaligen staatlichen Gelehrtenschulwesen.

Im Rückblick darauf hat Trozendorf später in seinem Liegnitzer Exil mit launiger Wehmut gemeint, er habe aus seinen Jungen ein richtiges Heer gegen die Türken aufstellen können. Aus dem ganzen deutschen, aber auch slavischen und ungarischen Osten sind damals Schüler nach Goldberg gekommen.

Freilich blieb fortan die Goldberger Schule auf Gedeih und Verderb mit der Wirtschaft der Liegnitzer Pflaster verknüpft, die bekanntlich eine mehr als unsolide war. So bedeutete es eigentlich schon den Anfang vom Ende, als der Goldberger Stadtbrand von 1554 die zeitweilige Verlegung der Schule nach Liegnitz erzwang. Trozendorf hat die Rückkehr nach Goldberg und den bald danach einsetzenden Verfall seiner Schöpfung nicht mehr erlebt. Am 26. April 1556 starb er zu Liegnitz und wurde dort in der Johannisikirche begraben ¹⁾.

Zwei Goldberger Bürgerjöhne.

Von Franz Wiedemann.

Die Lebensschicksale der beiden Brüder Konrad Engelbert und Johann Wilhelm Delsner (1764—1828 u. 1766—1848) sollen hier zu einem Gesamtbilde vereinigt werden. Sie entstammen einem jahrhundertalten, angesehenen und geistig regsamem Goldberger Kaufmannsgeschlecht, das dem Staate viele fleißige Bürger geliefert und dem schlesischen Tuchhandel seit Friedrichs d. Gr. Zeit namhafte Dienste geleistet hat. Der Nachweis, wie beide die überkommene Tüchtigkeit der Familie ihrerseits verkörpert haben, mag dem nachdenklichen Geschichtsfreunde beachtenswert erscheinen. Wem dieser durch Raumnot be-

¹⁾ Erschöpfend hat über Trozendorf in einem umfangreichen Werk gehandelt: Gustav Baug: Valentin Trozendorf und die Goldberger Schule, Berlin 1921 (= Monumenta Germaniae Paedagogica Bd. LVII.) Einen lesbaren und alles Wesentliche enthaltenden Lebensabriß Trozendorfs bietet der Artikel von R. Weidel im vierten Bande der Schlesischen Lebensbilder (1931).

dingte kurze Überblick nicht genügt, wird in der unten gebotenen Literatur- und Quellenangabe ¹⁾ die Mittel zu tieferem Eindringen verzeichnet finden.

Es war eine wildbewegte Zeit, die von der dämonischen Gestalt eines Napoleon überschattet wurde. Was die Völker, unter ihnen nicht am wenigsten Preußen, damals an brutaler Demütigung und stolzer Erhebung erfahren haben, das mochte auch im Leben der beiden Brüder eine bedeutsame Rolle spielen. — Sie sollten nach der Tradition ihres Hauses Kaufleute werden, haben aber, dem inneren Drange folgend, studieren dürfen. Konrad brachte es dabei, da er zu vielerlei trieb, zu keinem äußeren Abschluß, Wilhelm dagegen wurde Philologe und kam 1790 als Lehrer an das Breslauer Elisabethgymnasium, während jener nach weiten Reisen 1789 auch Genf besuchte, von wo ihn die große Revolution nach Paris lockte.

Als Konrad begeisterungsvoll, aber auch kritiklustig in Paris eintraf, befand er sich dort in guter Gesellschaft. Denn nicht die schlechtesten Köpfe aus der Welt des Geistes suchten damals in der brodelnden Seinestadt dem fesselnden Zeitproblem der Revolution näher zu kommen. Wilhelm v. Humboldt z. B., Landsleute wie Graf Schlabrendorff und Baron v. Rehlinger aus Schlesien waren da, und deutsche Dichter von Klopstock bis Goethe priesen lauttönend aus der Ferne „Galliens Freiheit“. Von allen diesen Beobachtern aber ist Delsner am tiefsten in jene brausende Volksbewegung eingetaucht. Im Jakobinerklub, in der Nationalversammlung, im Konvent, beim Prozeß des Königs, bei seiner Hinrichtung ist er zugegen gewesen, mit einem Marat, Danton und Robespierre bekannt geworden, hat auf Straßen und Plätzen dem fletschenden Ingrimme wutverzerrter Volksmassen ruhig Trotz geboten, ohne „Prügel zu fürchten“, und hat dem blöden Gespenst menschlicher Versteiegenheit die alberne Maske vom zuckenden Antlitz gerissen, um ihm schließlich in tiefstem Ekel den Rücken zu kehren. Darin wurde er bestärkt, als Napoleon mit harter Faust dazwischen fuhr und ihn dadurch ebenso enttäuschte. Dem vielversprechenden Buonaparte hatte er vorher zugejubelt, den allmächtigen Diktator, der ihm zum „gemeinen Mechaniker“ geworden war, verachtete er. — Nach Delsners ganzer Begabung lag die Erwartung nahe, daß er diese

¹⁾ Zu Wilhelm Delsner: F. Wiedemann, *Wissensch. Beilage* z. Jahresbericht des Gymnasiums zu St. Elisabeth, Breslau, 1913. — Ders. in „Schlesien“, Heft 10, Jahrg. VI, Februar 1913, Phönix-Berl., Breslau u. Rattowitz, S. 269 ff. — Zu Konrad Delsner: Derselbe in „Schles. Monatshefte“, Breslau, März 1925, S. 140 ff., u. April S. 189 ff. — E. Richter, R. E. Delsner und die französische Revolution, Leipzig, 1911. — A. Cartellieri, *Flucht, Verhör u. Hinrichtung Ludwigs XVI.*, Leipzig, 1911. — Die einschlägigen Akten sind an den betreffenden Stellen angegeben. Sie befinden sich im Breslauer Staatsarchiv = BStA., im Bresl. Stadtarchiv = MA., im Börsenarchiv ebenda = BoeA. und in der Reponenden-Registatur ebda. = RP.

ihm so vertraute Welttragödie schriftstellerisch erfassen und in bildhafter, passender Form zur Darstellung bringen werde. Große Mittel standen ihm zur Verfügung; seine glänzende Stilführung, deutsch und französisch von gleicher Vollendung, bezauberte die Mitwelt durch geistvolle Satire, schwelgte in verblüffenden Paradoxen und epigrammatisch fein zugeschliffenen Pointen, ohne dadurch der gründlichen Durchdringung und Beherrschung des Stoffes etwas zu vergeben. Und doch, im ganzen enttäuschte er wie andere so auch sich selbst, als er sich zur „Sprache der Geschichte anheischig“ machte.

Die neuere Forschung erst hat diese harte Selbsteinschätzung gemildert und den Torso seines Schaffens, darunter den äußerst seltenen „Luzifer“, als brauchbare Quelle zur Revolutionsgeschichte herausgestellt.²⁾ — Im ganzen also durch seine Pariser Erfahrungen schwer enttäuscht, dazu von Liebe zu der schwer erkrankten Mutter in Goldberg getrieben, beschloß er im Jahre 1798, nach zehnjähriger Abwesenheit, in seine Geburtsstadt zurückzukehren. Das sollte ihm zum Verhängnis werden.

In Preußen und vorab in Schlessien waren die Behörden dem verkappten „Jakobiner“ immer auf der Spur geblieben. Provinzialminister v. Hohm in Breslau und andere schäumten daher vor Zorn, als sie von dem „Einschleichen“ des Revolutionärs hörten, dessen Erscheinen gerade damals bei der unruhigen schlesischen Gebirgsbevölkerung gefährlich werden könne. Hohm befahl deshalb dem Stadtdirektor Faber in Goldberg, diesen Volksverräter, sobald er dort auftauche, sofort in Arrest zu setzen. Und so geschah es. Am Krankenbett der Mutter wurde er von „Bettelvögten“ ergriffen und im Hause seines Schwagers Ruffer unter strenge Bewachung gestellt. Delsner war tief empört über solche Behandlung und setzte in Berlin sofort alle Hebel zu seiner Haftentlassung in Bewegung, darunter auch bei seinem Freunde Sieyès, dem französischen Gesandten in Berlin, der tatkräftige Beihilfe leistete. Auch Schwager Ruffer und vielleicht sogar Bruder Wilhelm in Breslau betätigten sich in derselben Richtung. In der Hauptstadt hatte die Staatsbehörde das Vorkommnis von Anfang an nicht allzu tragisch genommen. Sie winkte deshalb auch in diesem Sinne bei Hohm ab, ohne ihn jedoch von der letzten Entscheidung zu entbinden. Dadurch kam dieser in arge Verlegenheit. Wie dann, wenn etwa diplomatische Verwickelungen mit dem Direktorium in Paris durch sein Verfahren gegen Delsner heraufbeschworen wurden? Das konnte ihm selbst gefährlich werden. Gefahr lag schon im Verzuge. Also schneller Entschluß: Delsner wurde nach zwei Monaten aus seiner Haft befreit, in aller Stille über die Grenze abgeschoben und für immer des Landes verwiesen. Weßwegen denn eigentlich? Ein Staatsvergehen seinerseits war nirgends aufgedeckt, wohl aber die schlesische Behörde

2) A. Stern, R. E. Delsner, Briefe und Tagebücher. Eine vergessene Quelle der Gesch. der Französischen Revolution. In: Deutsche Zeitschr. für Geschichtswissenschaft. Hg. v. L. Duttdde, III S. 100 ff. Freiburg i. Br. 1890.

durch ihren blinden Eifer bloßgestellt worden. Dafür mußte nun der arme Goldberger Stadtdirektor als Sündenbock herhalten, dem man Mangel an Vorsicht und Zurückhaltung vorwarf. Diese Nase hat er mit Würde getragen. Versäumte er doch auch nicht, seinem vertriebenen Landsmann ein Entschuldigungsschreiben in französischer Sprache nachzusenden, das er stolz als „directeur du sénat et de la ville ici“ (nämlich Goldberg) unterzeichnete. — Es war eine Art Satyrspiel nach dem Drama, womit die große französische Revolution ihre letzten Wellenringe in der kleinen Stadt Goldberg verebben ließ³⁾. Aber deren vielgewandter Sohn war damit schwer getroffen, nämlich vaterlandslos geworden. Flügelahm, so schien es, kehrte er nach Frankreich zurück.

Dieses Schicksal Konrads, seine Be- und Verurteilung, die der Öffentlichkeit nicht verborgen blieb, hat auch seinem Bruder Wilhelm bittere Stunden bereitet, wie sich weiterhin zeigen wird. Indessen ist es auch ihm beschieden gewesen, wenigstens mit den kriegerischen Auswirkungen der großen Revolution in harte Verührung zu kommen, aber auf dem Boden der Heimat und im Dienste des Vaterlandes!

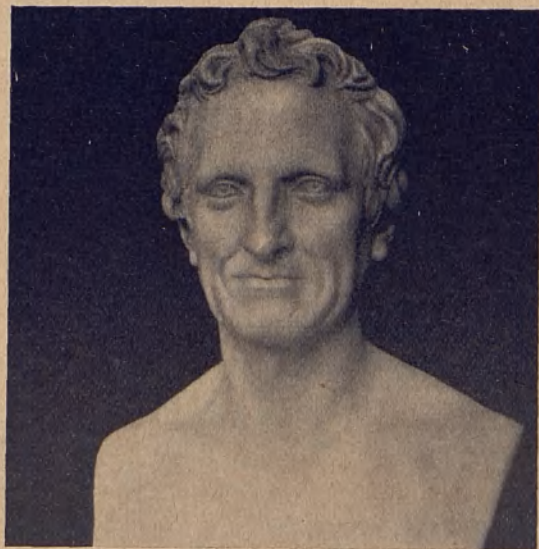
Unter wie beschränkten Verhältnissen er als Gymnasiallehrer in Breslau leben mußte, ist aus der Literatur zu entnehmen. Da fügte es die Laune des Schicksals, daß er 1809 einen reichen Breslauer Tuchhändler, seinen nahen Verwandten, beerbte, dessen Vermögen auf 300 000 Taler geschätzt wurde. Auf diesem Wege also ist er doch noch Kaufmann geworden, für den er ehemals vergeblich bestimmt worden war. Aber der Gelehrte ist ihm dabei stets treu geblieben, und der nunmehr reich bemittelte Mann hat es sich nicht nehmen lassen, an der Wohlfahrt und dem Aufschwung Breslaus weiten Blickes und stets gebefreudiger Hand zeit lebens mitzuarbeiten. Ja es gibt eigentlich keine Seite dieses großen städtischen Gemeinwesens, auf der wir nicht deutlichen Spuren seines tatkräftigen Bürger sinnes begegnen⁴⁾. Als verständnisvoller Freund der Wissenschaft besaß er eine bändereiche, kostbare Bibliothek, beteiligte sich rege an den Arbeiten der Vaterländischen Gesellschaft und griff, vorwiegend beruflich, sehr oft selbst zur Feder. Ungezählte Schriftsätze von seiner Hand sind — vielleicht für immer — in den Akten der Archive begraben⁵⁾.

³⁾ BStA.: Rep. 199 III gd: „Akta betr. den zu Goldberg anotirten und über die Gränze gebrachten verdächtigen Literatur Delsner. 1798—1804.“

⁴⁾ Bruder Konrad in seinem Weltbürger sinne verstand solchen schollen gebundenen Fleiß überhaupt nicht, wenn er von oben herab bemerkt: „Er (Wilhelm) lebt in einem Saufe und Brause von Geschäften, die ihn oft wenig angehen, aber nicht zu Atem kommen lassen.“ Bei L. Affing, Briefwechsel zw. Barmhagen v. Enje u. R. E. Delsner. Stuttgart 1865, II 382 ff.

⁵⁾ Delsners Familienpapiere. — MA.: Dort R.P. 19. 8. 1. 15 vol. I fol. 93 (Kauf des Festungsgeländes, auf dem später die Taubstummenanstalt errichtet wurde). — R.P. XIII Nr. 5, 1810—13. — MA. 41. 3. 5. vol. I

Diese stille Arbeit des fleißigen Bürgers wurde dann durch die Kriegsfurie, die von jenseit des Rheins herüberbrauste, jählings unterbrochen. Nach Preußens Fall i. J. 1806 überschwemmten Napoleons Divisionen auch Schlesien; Breslau erlebte nach der letzten Belagerung die Schleifung seiner Wälle. Delsner hat ihre Schrecken gleich anderen auch in einem unterirdischen Kellerverlies überstanden, aber ihren Verlauf gleichzeitig in einer fesselnden Darstellung festgehalten. Die dann folgende harte, zermürbende Franzosenherrschaft, die nicht nur dem Feinde von außen, sondern auch dem inneren, dem



Johann Wilhelm Delsner.

(Nach der Büste von Rauch [1849/53] im Elisabethgymnasium in Breslau.)

schmarogenden Parteigeist, Triumphe bereitete, hat auch unserm Delsner arg mitgespielt. In Regierungskreisen erregte er, als politisch anrücklich, starkes Mißtrauen. Woher in aller Welt kam das? Fast scheint es so, als habe das bedenkliche Renommee des Pariser Bruders stark auf ihn abgefärbt. Dieser hat selbst und nicht ohne Grund dahin gehende Befürchtungen geäußert^{a)}. Zu seinem Glück fand der Bergwöhnte sehr bald vollgiltige Gelegenheit, die Reinheit seiner vaterländischen Gesinnung durch die That unter Beweis zu stellen. Es war im Jahre 1813, als nach der nicht siegreichen Baulöner Schlacht

(Delsners Bibliothek u. ihr Verkauf lange nach dessen Tode). — Hermann Markgraf, Straßen Breslaus, S. 145.

^{a)} A. Stern a. a. D. III, 126.

unsere Provinz und mit ihr Breslau den gallischen Scharen aufs neue preisgegeben waren. Es gab alle Hände voll zu tun. Dem arbeitsfreudigen Delsner wurden verantwortungsvolle Zivilkriegsämter während der Okkupation übertragen, und als Napoleon selbst in Neumarkt eintraf, während seine Truppen sich zur Besetzung Breslaus anschickten, da gehörte er selbstverständlich zu der städtischen Deputation, die dem Kaiser entgegengesandt wurde (1. Juni), um ihm eine schonende Behandlung der Provinzialhauptstadt naheulegen. Die Unterredung dauerte 44 Minuten und spielte sich in höflicher Form ab. Eine Darstellung ihres Verlaufes stammt mit höchster Wahrscheinlichkeit aus Delsners Feder und liegt heute im Druck vor uns ⁷⁾. So trat auch er mit dem Weltbezwinger in Beziehung, aber im Dienste der Heimat und somit in vollendetem Gegensatz zu der Art, wie es Bruder Konrad in Paris getan hatte.

Als dieser nach dem schmerzlichen Abenteuer in Goldberg, voll Bitterkeit gegen das Vaterland, nach Frankreich zurückkehrte, da mußte er die peinliche Wahrnehmung machen, daß dem Ausgestoßenen auch hier steigender Argwohn entgegengebracht wurde, ganz wie in der Heimat, nur mit anderem Vorzeichen. Selbst bis zum Kaiser drangen die Verdächtigungen gegen ihn. Das und vieles Andere war ihm derart widernünftig, daß der nie ganz erloschene „Trieb zum Vaterlande“ sich zu dem heißen Wunsche steigerte, baldigst dorthin zurückzukehren. Dem Staate Friedrichs als solchem hatte er ja immer bewundernd nahe gestanden und dem auch schriftstellerisch glänzenden Ausdruck gegeben. Daß er damals, in grenzenloses Unglück verstrickt, am Boden lag, erweckte ihm lobenden Zorn, seine stolze Erhebung 1813 helle Begeisterung. In dieser gehobenen Stimmung lehnte er auch alle glänzenden Anerbietungen auf eine feste Stellung im fremden Staatsdienst, wie sie ihm von französischen Freunden gemacht wurden, mit dem kurzen Bemerken ab, er sei Deutscher und wolle es bleiben. Diese seelische Wandelung darf nicht auffallen. War sie doch längst schon dadurch begründet worden, daß ihm nach heißen Bemühungen seines Bruders Wilhelm und des Schwagers Ruffer im Jahre 1804 die Heimkehr nach Preußen freigestellt worden war ⁸⁾. Hier waltete seit Steins Rücktritt Hardenbergs vorurteilsloser Geist. Dieser fand offenbar Gefallen an dem geliebten Kenner französischer Verhältnisse und berief ihn 1817 als Legationsrat an die preussische Gesandtschaft in Paris. Aber der nicht wurzelfeste und schicksalhaft belastete Mann fand auch in dieser Stellung keine volle Befriedigung und keine sichere Beziehung zum Vaterlande. Er fühlte sich auch hier in seinen Fähig-

⁷⁾ „Eine Audienz Breslauer Bürger bei Napoleon I. 1813“, Breslau 1878. — Tagebuch Wilhelm Delsners, des Sohnes, handschriftlich im Besitz der Nachkommen.

⁸⁾ BStA.: Rep. 14 Acc. 15/10, Rep. 134 Nr. 3 (hier Wilhelms Eingabe an die Behörde vom 27. 12. 1803).

keiten verkannt, daher als fünftes Rad am Wagen und war vielleicht froh, als 1825 seine Pensionierung⁹⁾ erfolgte. Die Heimat sah er nicht wieder. Enttäuscht über ein im ganzen verfehltes Leben, an dem er selbst sich mit schuldig fühlte, sank er 1828 ins Grab, das ihm die Stadt an der Seine nicht versagte.

Der Heimat treu, hat Wilhelm den älteren Bruder lange überlebt und gerade in dieser Zeit den wichtigsten Teil seiner Lebensaufgabe zur Vollendung gebracht. Hier kann nur in knappen Umrissen angedeutet werden, was er als westkundiger Großkaufmann und spürsinniger Pionier des schlesischen Tuchhandels geleistet hat, dem er besonders nach Rußland und dem fernen Osten bis Sibiria und Kanton fruchtbringende Wege wies¹⁰⁾. In Berlin war seine großzügige Arbeit wohlbekannt und wurde hoch eingeschätzt; Staatskanzler Hardenberg bemühte sich um ihn, und unter den Staatsräten suchten Benth, Staegemann und vor allem Kunth seinen wertvollen Rat. Diese Wertschätzung fand auch in Verleihung von Titeln und anderen Auszeichnungen sichtbaren Ausdruck¹¹⁾. Doch was wichtiger und wertvoller: wer einmal die Geschichte des schlesischen Handels aus der Zeit vor hundert Jahren schreiben will, wird der ungezählten Schriftsätze in unseren Archiven, die seiner Feder entstammen, nicht entraten können¹²⁾.

Den Mittelpunkt aber für eine so umfassende Tätigkeit fand er in seiner Trebnitzer Tuchfabrik. Einiges über sie ist bekannt¹³⁾, eine erschöpfende Darstellung steht noch aus. Auch hier soll nur kurz angedeutet werden, wie Delsner zu ihrer Erwerbung kam. Sie ist eine Begleiterscheinung zu der preußischen Säkularisation von 1810 und diese wiederum eine Wirkung des unglücklichen Krieges von 1806/7 und des ihm folgenden wirtschaftlichen Zusammenbruchs. Preußen lag damals, aus tausend Wunden blutend, am Boden, sein Untergang

⁹⁾ Staegemann im *MA.*: HsR 3055, ist im Zweifel, ob ihm die Pensionierung nicht überraschend gekommen sei.

¹⁰⁾ HsR 3055 in *MA.* — Tagebuch s. oben. — *BStA.*: Rep. 200, 99.

¹¹⁾ Familienpapiere Delsner: Patent als Kommerzienrat, d. d. Wien 8. 11. 1814, „wegen patriotischen Benehmens und dem Staate geleisteten guten Dienste“, als Geh. Kommerzienrat v. 22. 2. 1829.

¹²⁾ Für diesen Fall darf ich hier zum Nutzen der Forschung einige mir bekannt gewordene Akten aus Breslauer Archiven verzeichnen: Im *BStA.*: Rep. 14 *MA.* VIII 142n vol. II, 171a vol. V, 171c, 181a vol. II—V, 181c vol. II—III, 181g vol. II, 185b, 195a vol. XII, 303e vol. I—II, 317a, 317q vol. XIII, 319b, 341d; Rep. 199 MR 67c vol. III; Rep. 14 Acc. 15/10; Rep. 134 Acc. 30/18 Nr. 2. — *MA.*: 12. 340 — 12. 284 vol. V—VII, 25. 1. 1. vol. II—III. — HsR 3055 (149 Originalbriefe v. Staegemann an R. C. Delsner, 1818—1824). *BoeA.*: 422, 433, 435, 451, 457, 460—63, 468, 473, 482, 878 vol. II, 879 und *RA.* I D 2.

¹³⁾ *Wissensch. Beilage* . . . a. a. D. S. 19 f. — Kurt Engelbert, zwei Aufsätze über den Gegenstand in d. *Schles. Volkszeitung*, Breslau, (Sonntagsbeilage v. 3. 6. 1917 u. 20. 6. 1920). — Joachim, *Chronik der Stadt Trebnitz*. Ebenda 1914.

schien gewiß. In dieser höchsten Daseinsnot griff die Regierung unter anderem auch zur Verstaatlichung der geistlichen Güter und erhob so unter dem Zwange härtester Notwendigkeit die gebieterische Staatsraison zum alleinigen Maßstab ihrer Entschließungen ¹⁴⁾.

Unter solchen Voraussetzungen wurden auch die Trebnitzer Klostergebäude eingezogen und durch Kabinettorder, also in aller Form damaligen Rechtes, dem Kommerzienrat Delsner überlassen ¹⁵⁾, unter der Bedingung, daß er darin auf eigene Kosten eine Tuchfabrik errichte. Die Staatsregierung dachte dabei auch an ihren, nämlich den allgemeinen Nutzen und erwartete von seiner Arbeit, daß sie sich segensbringend für weite Gebiete des Landes auswirke. Aus diesem Grunde unterließ sie auch nicht, dem Unternehmen eine dauernde und fast an Kontrolle grenzende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Dabei blieb dem Fabrikherrn überlassen, die technisch notwendigen Einrichtungen so zu treffen, wie sie das Fabrikationsbedürfnis erforderte, auch wenn sie dem Kirchenamt nicht immer behagten ¹⁶⁾. Die Regierung ist durch Delsner nicht enttäuscht worden. Das beweisen die hundertfältigen Äußerungen ihrer Wertschätzung und die allgemeine Achtung, die er in Berlin genoß, wie oben dargelegt, das bestätigen ebenso die zahlreichen, überaus günstigen Urteile, die Oberpräsident Merckel in Breslau der zuständigen Stelle in der Hauptstadt einreichen konnte ¹⁷⁾. Solchen Tatsachen gegenüber bleibt der Versuch ¹⁸⁾, Delsners Trebnitzer Tätigkeit durch absprechende Urteile herabzusetzen, gänzlich bedeutungslos. — Die Fabrik hat bis 1857 bestanden, ihr Begründer ist 1848, 20 Jahre nach dem Tode des Bruders, gestorben und im Schatten der Elftausend-Jungfrauenkirche zu Breslau begraben.

An beiden Brüdern hat sich Uttinghausens bewegtes Wort vom Vaterlande als Schicksalspruch bewährt, der dem einen zur bitteren, dem anderen zur beglückenden Wahrheit geworden ist.

¹⁴⁾ Zu einer ähnlichen Würdigung der ursächlichen Verhältnisse vor der Säkularisation von 1810 kommt auch R. Wuttke in d. Zeitschr. des Vereins f. Geschichte Schlesiens, Bd. 69, S. 239 f. — Vgl. dazu Treitschke, Deutsche Geschichte, I, 371. — VStM.: Rep. 14 P.M. X 23a vol. 1. — Sect. I Fach 6, Nr. 5. (Säkul. Edikt v. 30. 10. 1810). — M.M.: HsR 3055, passim.

¹⁵⁾ Sozietäts-Kontrakt in VStM.: Rep. 134 Acc. 15/10 (Kab.-Order, 16. 4. 1817). — Rep. 200 Nr. 313 (Trebnitzer Fabrikanten 1816—1843).

¹⁶⁾ Unstimmigkeiten kamen zwar vor, wurden aber in ruhiger Sachlichkeit beigelegt, wie z. B. aus den Gen.-Bisariatsakten (Domarchiv Breslau), Lit. F. 15, 1821—62 vol. 1, zu entnehmen ist.

¹⁷⁾ VStM.: Rep. 200 Nr. 313 u. Rep. 200, 99 (Merckels eingehende Berichte an Schudmann, 19. 12. 1825 u. 22. 1. 1829).

¹⁸⁾ Kurt Engelbert a. a. D. Wenn G. als Kronzeugen für f. Verurteilung der Säkularisationen ausgerechnet Treitschke anführt, so ist das ein augenfälliger Irrtum, den nachzuweisen leicht wäre, hier aber des Raumes wegen zu weit führen würde. Vgl. Treitschke a. a. D. u. I, 186.

Mitteilungen.

Neue Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte Schlesiens:

In der Reihe der Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte erscheint im Juli d. Js als Bd. XXXVI im Umfang von ca. 130 Seiten mit 31 Abbildungen die Schrift von Dr. Herbert Weinelt-Prag, „Probleme schlesischer Burgenkunde, gezeigt an den Burgen des Freiwaldauer Bezirkes“. Die Mitglieder des Vereins für Geschichte Schlesiens erhalten den Band bei Vorbestellung bis zum 1. Juli d. Js zum Vorzugspreise von 2,50 RM.

Gleichfalls im Druck befindet sich zur Zeit das im Auftrage des Geschichtsvereins von Lektor Dr. Emil Schiehe bearbeitete Register zu Band XLVIII bis einschließlich LXV der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, das zum 1. Oktober d. J. im Umfang von etwa 260 Seiten als Fortsetzung des im Jahre 1914 von Dr. A. Heher bearbeiteten Registers zu Bd. XXXVI—XLVII erscheinen wird.

Das neue Register wird neben dem Autorenverzeichnis und Namenregister (Orts- und Personennamen) auch ein Verzeichnis der Verfasser der besprochenen Werke und ein Sachregister enthalten. Um rechtzeitig die AufLAGenhöhe bemessen zu können, werden tunlichst bald Vorausbestellungen erbeten, für die bis zum 1. August d. J. für Vereinsmitglieder ein Vorzugspreis von 4,— RM. gewährt werden kann.

Mitgliederbewegung vom 21. März 1936 bis 25. Mai 1936. Gestorben sind: Univ.-Professor Dr. Heckel, Breslau; Amtsvorsteher i. R. Laeder, Polsnitz; Pfarrer Schneider, Heinrichau; Schulrat i. R. Siegel, Jannowitz i. Rtg.; Buchhändler Frommer, Breslau; Pfarrer Mager, Groß-Strenz, Kr. Wohlau; Graf v. Pfeil u. Klein-Ellguth, Deutsch-Ressel, Kr. Grünberg.

Als neue Mitglieder traten ein: Seminaroberlehrer a. D. Ahler, Ziegenhals; Dr. phil. Werner, Oppeln; Rektor Kosler, Ratibor; Rektor Ferenz für Volksschule I, Bauerwitz D.S.; Landesbauernschaft Schlesien, Breslau; Leiter des Heimatmuseums v. Ratibor Fuhrmann, Ratibor; Oberlandwirtschaftsrat i. R. Meißel, Breslau; Lehrer Grieser, Breslau; Professor Dr. Mak, Breslau; Abiturient Korgel, Bentzen D.S.; Gerichtsreferendar Siara, Ratibor; Studienassessor Dr. Pfister, Gleiwitz; Primaner Frech, Gleiwitz; Lehrer Fleischer, Kreuzburg D.S.; Hauptlehrer Wilt, Albrechtsdorf, Kr. Rosenberg D.S.; Rektor Höflich, Guttentag D.S.; Lehrer Komander, Rosenberg D.S.; Dr. Schellhammer, Gleiwitz; Studienrat Dr. Zimmermann, Reisse; Studiendirektor Nowolik, Reisse; Studienassessorin Weigelt, Reisse; Lehrer Bed, Reisse; Lehrer Pttel, Charlottenthal D.S.; Landeshauptmann Adamczyk, Oppeln; Postdirektor i. R. Scheinert, Breslau; Dr. Götting, Breslau; Studienrat Doring, Leobschütz; Studienreferendar Malina, Deutsch-Rasselwitz, Kr. Neustadt D.S.; stud. phil. J. Paschke, Breslau.

Um die Werbung in Oberschlesien hat sich der Vorsitzende der oberschles. Untergruppe des Vereins für Geschichte Schlesiens, Herr Stud.-Rat Dr. Bednara in Leobschütz, besonders verdient gemacht.

